



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 19 September 17, 1953

Köln: Bund-Verlag, September 17, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Unser Mitarbeiter Heinz Stuckmann erhielt eine Einladung vom „Komitee der Bundesrepublik Deutschland zur Vorbereitung der IV. Weltjugendfestspiele der Jugend und Studenten für Frieden und Freundschaft in Bukarest“. Beinahe hätte er den Brief in den Papierkorb geworfen, wie das die meisten Kollegen getan haben. Dann sagte er sich aber: Diese Reise wird interessanter sein als sechs Monate USA... Während der dreiwöchigen Reise sah er vier Volksdemokratien: „Ich war in einer anderen Welt“, sagte er. Im vorigen Heft des „Aufwärts“ berichtete Heinz Stuckmann, wie er nach Ostberlin fuhr und wie er dort von den Kommunisten empfangen wurde. Hier die Fortsetzung:

Heinz Stuckmann:

Ich war in Bukarest Harter Sport und sinn- licher Tanz. Schneidi- ge Demonstration und feurriger Wein, Ballett. Aber da sind so Schwierigkeiten, lieber Genosse...

Es war eine bunte Gesellschaft, mit der ich gen Bukarest fuhr: Eine komplette Marionettenbühne aus Dortmund, ein Pianist mit Begleiterin aus Köln, zwei — eindeutig westliche — Journalisten, eine west-östliche Journalistin, ein KP-Mann aus Düsseldorf, ein paar FDJler aus verschiedenen westdeutschen Städten.

Den FDJlern hatte man genau wie ihren 500 westdeutschen und 1000 ostdeutschen Freundinnen und Freunden einen hellgrauen Sportanzug verpaßt, dazu drei hellblaue Sporthemden, zwei Paar Strümpfe und ein Paar Schuhe, dazu den passenden Koffer. Wer, grausam verfolgt von der gummiknüppelschwingenden Lehr-Polizei, illegal in die östliche Freiheit entflüchten mußte, bekam auch Zahnbürste und Paste, Rasierklingen und Apparat, Kamm und Schuhappen, kurz alles, was eben ein Mitteleuropäer zu einer weiten Reise braucht. So kamen die verelendeten Arbeiterjungen der Adenauer-Republik endlich einmal zu einem guten Anzug.

Sagte ich zu einem von ihnen, der sich eben an einem Verpflegungspäckchen gütlich tat: „Junge, füttere ordentlich. Wenn du wieder in den Westen kommst, heißt es wieder Kohldampf schieben.“ Meinte der Kleine treuherzig: „Na, so schlimm ist es bei uns ja eigentlich nicht.“ Ansonsten spielten die Märtyrer der westdeutschen Arbeiterklasse ihre Rolle gut.

Ich hatte einen Bleistiftspitzer

Jetzt habe ich ihn nicht mehr und muß mir einen neuen kaufen. Den alten hat eine rumänische Eisenbahnerin. Die konnte sich zuerst gar nicht fassen, als sie ihn sah. Dann hat sie mir aus lauter Freude an dem Ding einen halben Bleistift weggespitzt. Schließlich habe ich ihn ihr geschenkt (noch heute sehe ich ihre glücklichen Augen) und bekam irgendein kommunistisches Abzeichen dafür.

Noch mehr Bewunderung erregte meine Kamera, ein einfaches, ziemlich altes Retinamodell. Dutzende Male mußte ich es zeigen und erklären, unzählige Leute durch den Sucher schauen lassen. Und was der Kollege mit seinem Belichtungsmesser erlebte, kann ich nicht beschreiben. Sie würden es doch nicht glauben.

Frieden und Freundschaft

In Bratislava — früher Preßburg — war ein Waggon slowakischer Bukarestfahrer hinzugekommen, in Budapest ein Sonderwagen aus Paris, auf jeder rumänischen Station stiegen Jungen und Mädchen mit roten Halstüchern zu. Trittbretter und Puffer waren bald ausverkauft, und selbst unser sorgsam gehüteter Kurswagen — zwei Schaffner bewachten an jeder Station die Türen — füllte sich immer mehr. Hinter Ploesti brauchten drei Lokomotiven ihre ganze Kraft, um die endlose Kette der Wagen im Schrittempo gut über die Karpaten zu bringen. Am zweiten Reisetag kamen wir abends mit dreistündiger Verspätung in Bukarest an.

Tausende Glühbirnen strahlten „Frieden und Freundschaft“ in allen Sprachen in die dunkle Nacht, tausende Jungen und Mädchen auf den Bahnsteigen schrien unentwegt „Pace si Prietenie“. Es gab Gladiolen, Umarmungen und Küsse, es gab unzählige Strophen „Weltjugendlied“. Durch ein dichtes Spalier kamen wir ins Freie. Ein amerikanischer Packard älterer Bauart entzog uns weiterer Freundschaftsbeweise und brachte uns ins Hotel „6. Martie“.

„Une momento, Towarisch!“

Um neun Uhr sollte unser zukünftiger Dolmetscher da sein, und um zehn Uhr saßen wir immer noch solo im Foyer des „6. Martie“. Wir beschwerten uns bei irgendwem, um zehn Uhr noch beschneiden, um 10.30 Uhr mit Nachdruck. „Une momento, Towarisch“, sagte der Mann jedesmal nur und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Une momento“ und „Towarisch“ sollten die Worte sein, die uns während der ganzen Zeit in Bukarest nachlaufen würden: „Einen Augenblick“ und „Genosse“. „Une momento“ hat der Südländer schon zu allen Zeiten gesagt, und mit „Une momento“ gelingt es ihm auch heute noch zu beiden Seiten des Eisernen Vorhangs, alle Menschen dieser Erde in sein Tempo zu zwingen.

Unwahrscheinlicher ist, daß sich ein ganzes Land mit „Towarisch“ (Genosse) und „Towarisch“ (Genossin) anredet, ein Land, das nicht etwa schon seit Jahrzehnten kommunistisch ist, sondern dessen volksdemokratischer Weg vor genau fünf Jahren begann. Nie habe ich dort eine andere Anrede gehört, nie wurde ich selber anders angeredet. Zehn Tage war ich „Towarisch“. Und „Une momento, Towarisch“,

sagte der Dolmetscher, als er um 10.35 Uhr kam. Doch wo er dann hinging, dauert es wirklich nur einen Moment — auch in der Volksdemokratie Rumänien.

Im Palast der „Jungen Pioniere“

In dem großen Palast hatte früher der rumänische König gewohnt. Nicht immer, nur manchmal. Denn er hatte sehr viele solcher Paläste und wechselte anscheinend gern die Tapete. Heute gehört der ganze Riesenkasten den „Jungen Pionieren“ von Bukarest. Sie sind nach Interessengebieten aufgeteilt. Funkbastler, Botaniker, Geographen, Geologen, Musiker, Tänzer, Leseratten und Briefmarkensammler können dort ihrem Hobby nachgehen.

„Der Staat tut viel für die Jugend“, erklärte unser Dolmetscher. „Jeder kann seine Freizeit ausfüllen, wie er will. Jeder kann lernen und studieren, was er will. Alles bezahlt der Staat. Und wenn der junge Mensch seine Eltern versorgen muß, übernimmt der Staat auch noch diese Verpflichtung.“ Unsere Frage: „Und die Gegenleistung?“

„Nichts“, erklärte unser Mann. „Aber die Jungen und Mädchen müssen doch sicher Mitglied der staatlichen Jugendorganisationen sein?“ forschten wir weiter. Antwort: Sie müssen nicht nur Mitglied sein, sondern auch aktiv am neuen Staat mitbauen. Der Staat gibt ja schließlich nicht sein Geld für irgendwen aus.“

„Deutschlands unsterblicher Sohn“

In der Musikhalle sahen wir ein Kulturprogramm der deutschen „Jungen Pioniere“. Ein rund 80 Jungen und Mädchen starker Chor wickelte unter dem Jubel der Zuhörer eben ein durchaus funkfreies Programm ab. Im „Weltjugendlied“ priesen sie vierstimmig „Frieden und Freundschaft“, im „Lied von der Stalin-Allee“ den „sozialistischen Aufbau“, in der „Thälmann-Hymne“ den „großen vaterländischen Patrioten“. Breit, getragen, schwermütig klang es durch den Raum:

Thälmann, o Thälmann vor allen,
du Deutschlands unsterblicher Sohn.
Thälmann ist niemals gefallen,
Stimme und Faust der Nation!

Ich sah Leute, die nach der dritten Strophe verstohlen über die Augen wischten. Kein Zweifel: Man versteht etwas von Massenpsychologie.

Man versteht auch (und beschafft die Mittel), den nächtlichen Boulevard General Magheru in eine Allee von Licht zu verwandeln, fährt rund zwei Dutzend Flak-Scheinwerfer der rumänischen Luftwaffe auf, damit die „Friedensfreundinnen“ aller Länder am „Tag der Mädchen“ festlich demonstrieren können. In der ganzen Stadt, auf deren Straßen und Plätzen Lautsprecher standen, hörte man die Fanfaren, die die große Parade der Mädchen eröffnen. Mädchen in weißen Kleidern trugen das Emblem des Festivals voraus, dahinter zog ein ganzer Wald mit blauen und weißen Fahnen, dahinter Mädchen mit überdimensionalen Buchstaben, die das Wort „Frieden“ in vielen Farben ergaben. Dann kamen die Kolonnen der vielen tausend Mädchen, alle uniform in gleichen Blusen und — nationenweise — in gleichen Röcken. Dazwischen eine kleine Gruppe aus Norwegen in roten Mützen, Mädchen aus Niagara im Turban, Koreanerinnen im Turnzeug.

Anschließend Großkundgebung im Stalin-Park. Endlose Sprechchöre: „Frieden und Freundschaft!“ — „Pace si Prietenie!“ — „Peace and Friendship!“ — „Paix et Amitié!“ Danach Friedensreden. Danach „Frieden und Freundschaft“. Danach wieder Friedensreden — Raymonde Dien, „Heldin des geknechteten Volkes“, wurde endlos gefeiert, die Koreaner wurden auf den Schultern umhergetragen, die „Freundinnen“, die „jetzt endlich den Frieden erkämpft haben“. Welch grausige Groteske!

Anschließend fröhlicher Ausklang. Auf allen Plätzen und Wegen Musik und Tanz. Überall leuchtende Feuer. Dampfer mit Lampions und Fähnchen fahren über den See. Lieder klingen durch die Nacht. Und alles, alles kann man kaufen, denn das Taschengeld ist reichlich und die Schätze dieser Erde sind greifbar. Und ich denke: Was waren die Nazis doch für Stümper. Nürnberg war dagegen kalter Kaffee.

Der alte Potemkin lebt noch

Er ist nicht totzukriegen, der alte Feldmarschall der großen Katharina. Kaiser, Könige, Helden und Führer sanken dahin. Der alte Potemkin lebt und baut weiter



seine Dörfer und Städte, arrangiert Feiern und Feste. lädt zu Gast und läßt immer noch köstlich schmausen.

Wie ich in Bukarest lebte, kann ich zu Hause nicht einen halben Tag leben. Es würde einfach meine Verhältnisse übersteigen. Aber in Bukarest hielt Hotelpalast Athene, Speiselokal der Festival-Prominenz, jeden Mittag ein lukullisches Mahl für mich bereit: Vorspeise, Zwischengang, ein oder zwei Hauptgänge, Nachtisch. Drei Gläser ließen sich jedesmal mit er-

Fortsetzung Seite 6



Zehn Stunden wurde gewählt. Während dieser Zeit lag die Ungewißheit über dem Land. In den Wahlurnen summierte sich der Wille der Wähler, der sich in klaren, nüchternen Zahlen ausdrückte, als man die Urnen öffnete und die vielen Stimmen zählte. Das Ergebnis war eindeutig. Da gibt es kein Wenn und kein Aber.

Das Vertrauen gehört Adenauer

Zehn Stunden lang, von morgens 8 Uhr bis spätnachmittags 18 Uhr, warfen rund 28,4 Millionen Wähler und Wählerinnen ihre Stimm-scheine in die Wahlurnen.

Rund 86 v. H. der Wahlberechtigten gaben ihre Stimme ab. Das ist eine sehr hohe Wahlbeteiligung und etwas, was von den demokratischen Parteien gewünscht und gewollt war. Dies ist in Erfüllung gegangen. Das Volk hat seine große Anteilnahme am politischen Geschehen bewiesen.

Zehn Stunden wurde gewählt. Während dieser Zeit lag die Ungewißheit über dem Land. In den Wahlurnen summierte sich der Wille der Wähler, der sich in klaren, nüchternen Zahlen ausdrückte, als man die Urnen öffnete und die Stimmen zählte. Das Ergebnis war eindeutig. Da gibt es kein Wenn und kein Aber.

Die Mehrheit des Volkes hat sich für den Bundeskanzler Dr. Adenauer und seine Partei, die Christlich-Demokratische Union, entschieden. Es war ein Wahlsieg, dessen Ausmaß selbst beim Sieger große Überraschung auslöste und wie er in Deutschland noch nie vorgekommen ist. Die Partei des Bundeskanzlers besitzt die Mehrheit im neuen Bundestag. Das bedeutet Vertrauen und Verpflichtung zugleich. Vertrauen, daß man ihr für vier Jahre die alleinige politische Macht in die Hände gab, ohne die große Belastung und Einschränkung von rechts wie in den letzten vergangenen vier Jahren. Verpflichtung auf Grund dieser Möglichkeit ist,

ihr sozialpolitisches Programm zu verwirklichen, das im letzten Bundestag aus koalitions-politischen Gründen zu kurz kam. Verpflichtung auch zu wahrlich demokratischer Politik und zum Einsatz demokratischer Persönlichkeiten in die verantwortlichen Stellungen des öffentlichen Lebens.

Die politischen Verhältnisse in Deutschland sind klar. Das ist gut so. Es gibt nur noch zwei große politische Parteien von entscheidender Bedeutung. Die Zahl der im Bundestag vertretenen Parteien ist geringer geworden, andere wurden bedeutungslos. Das fast nie Geglaubte ist beinahe Wirklichkeit geworden, daß wir nur noch zwei oder drei Parteien von Bedeutung haben. Das ist ein gutes Zeichen für unsere demokratische Ordnung und verspricht die Beibehaltung dieser Ordnung.

Was Naumann, Rudel, Reimann heißt oder mit dazugehört, hat keinen Platz im Bundestag gefunden. Das ist ganz besonders erfreulich und zeugt für die politische Reife der rund 28,4 Millionen Wählerinnen und Wähler. Die Radikalen rechts und links sind abgeschlagen, doch muß man ihnen weiter scharf auf die Finger sehen, denn im Dunkeln werden sie nur Böses planen. Halten wir etwas Erfreuliches fest. Aus den meisten Stimmen, die zum Wahlergebnis Stellung nahmen, klang so viel Versöhnliches, daß man wünscht und zu hoffen wagt, die starren parteipolitischen Fronten würden endlich aufgelockert, daß man mehr miteinander spräche, überlege und gestalte.

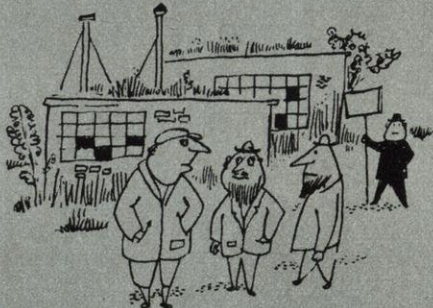


Hutsteuer

In Jacksonville zahlt jede Kinobesucherin, die ihren Hut während der Vorstellung aufbehält, 10 Dollar Strafe. Ausgenommen in der letzten Reihe. Die ist aber um 25 v. H. teurer.

Ausdauer

Nach 14 Jahren ist jetzt der längste Streik, den Chicago je erlebte, zu Ende gegangen. Seit 1939 hatte die AFL-Gewerkschaft der Automechaniker die Werkstätten eines Autohändlers bestreikt. In diesen 14 Jahren legten die Streikposten nicht weniger als rund 60 000 Kilometer zurück, bei Regen, Sonnenschein und Schnee. Jetzt hat der Autohändler die Bedingungen der Gewerkschaft angenommen, und die Streikposten, von denen der älteste inzwischen 69 Jahre alt geworden ist, wurden zurückgezogen.



Analphabeten

In einem Hotel in Westpoint in USA hängt folgendes Schild: „Unsere werten Gäste werden gebeten, alles zu unterlassen, was die Nachtruhe stören könnte.“ Am anderen Tage hatte einer der Gäste daruntergeschrieben: „Die Wanzen können nicht lesen.“

Fragebogenschau

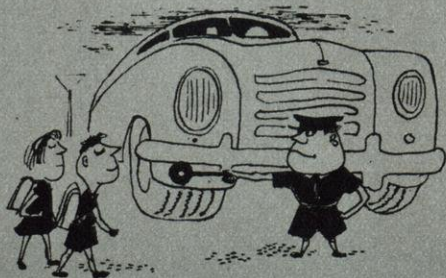
Weil er mit der schriftlichen Ausfüllung seines Fragebogens für den Lastenausgleich Schwierigkeiten hatte fertigte ein Heimatvertriebenen aus Furth im Walde in monatelanger Bastelarbeit ein Modell seines verlorengegangenen Hofes mit allem Inventar an. Dann schleppte er diesen sprechenden „Fragebogen“ zur zuständigen Behörde.

Großer Fortschritt

In Boston wurde eine neue Rundfunkstation eröffnet, die im Gegensatz zu fast allen amerikanischen Radiostationen ohne Reklamesendungen arbeitet. Dafür werden zwischen den Musikdarbietungen Sendepausen eingeschaltet, die es sonst in amerikanischen Sendeprogrammen nicht gibt. Ein Hörer war von der ersten Acht-Minuten-Pause so beeindruckt, daß er der Sendeleitung ein Glückwunschschreiben sandte, in dem es hieß: „Dies ist der größte Fortschritt seit der Erfindung der Kesselpauke!“

Kleine Garde

Die seit einiger Zeit in Schweden eingesetzten „Kinderpolizisten“ haben zu derart zufriedenstellenden Resultaten geführt, daß immer mehr derartiger Patrouillen älterer Schüler in den Städten eingesetzt werden, die auf ein gutes Benehmen der Schulkinder achten und gegebenenfalls diese dazu anhalten. Besonders an Straßenübergängen sorgen diese Kinderpolizisten, von denen bereits 600 im Einsatz stehen, dafür, daß die Verkehrssicherheitsbestimmungen von den Schülern eingehalten und somit Unglücksfälle vermieden werden.



AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

Sie haben Angst vor dem Leben

„Wir brauchen Liebe und Wärme und eine führende Hand, wenn wir nicht ganz untergehen sollen“, das sagte ein junges Mädchen von der Autobahn, das vor dem Jugendrichter stand

Bunt zusammengewürfelt sitzen sie da im Jugendgerichtssaal, die kleinen und großen Übeltäter, ängstlich fiebernd oder auch schon abgestumpft, und warten auf ihre Vernehmung. Für die Jugendrichter ist es oft schwer zu beurteilen und zu entscheiden, ob es sich bei den Vergehen um Jugendstreichs, um Handlungen aus einer Not heraus oder schon um Anzeichen eines künftigen Gewohnheitsverbrechens handelt. Darum werden bei jedem einzelnen vor dem Termin erst die Familienverhältnisse geprüft.

Oft mißglückt es aber, wie bei jenem 16jährigen, der auf der Anklagebank sitzt. Er ist gut gekleidet, anders als vor einem halben Jahr, als er hohlwangig, mit zerrissenen Schuhen, zu kurzen Hosen und durchgeschauerten Ellenbogen verschüchtert die erste Bekanntschaft mit dem Jugendgericht machte. Damals wollte man ihm noch einmal Gelegenheit geben, von dem beschrifteten Weg abzuweichen, obwohl er dem Strafregister nicht mehr ganz fremd war, und übergab ihn der Fürsorge eines Heimes.

Er nutzte diese Gelegenheit aber falsch und landete bald im Jugendgefängnis. „Was habe ich denn schon verbrochen, das ist doch alles halb so schlimm!“ Frech, berechnend und hinterhältig antwortet er heute dem Richter, als ihm zur Last gelegt wird, er habe mit Gleichgesinnten einen anderen vom Bahnhof in die Ruinen gelockt, um ihn auszuplündern. „Wenn überhaupt, dann kann hier nur Jugendgefängnis von einer unbestimmten Dauer, mit einer Mindeststrafe aber von 18 Monaten helfen“, erklärte der Jugendrichter in seiner Urteilsbegründung.

„Wenn ihr uns nicht genügend Heime schafft oder Arbeit gebt, habt ihr bald das größte Verbrechertum im Lande, auf dem besten Wege sind wir schon!“ Es handelte sich bei diesen jungen Leuten, die das sagten, zum größten Teil um Jugendliche, denen nichts mehr gilt, wie jenem 16jährigen, der bei seiner Festnahme außer einer Unsumme Geldes eine Ampulle Zyankali als „letzten Ausweg“ bei sich trug.

Immer noch gibt es Tausende von vagabundierenden Jugendlichen, die umherirren, die nirgends ein Zuhause haben. Sie sind auf der Suche nach der täglichen Nahrung, dem großen Abenteuer, dem großen Leben. Unter rund 130 000 Tätern, die wegen leichten und schweren Diebstahls, Unterschlagung, Betrugs, Urkundenfälschung und Münzvergehen bestraft wurden, befanden sich etwa 15 000 Jugendliche. Das sind 11 v. H.

Es ist erschütternd, bei Jugendgerichtsverhandlungen zu hören, daß sich immer noch junge Leute monatelang von einer Stadt zur anderen, von einem Bahnhof

zum anderen durchgeschlagen haben, ohne Heimat, ohne Ziel, ohne Arbeit, ohne Halt! „Wir haben Angst vor dem Leben und uns selbst“, sagte ein junges Mädel, das von der Autobahn her vor dem Richter stand. „Wir brauchen Liebe und Wärme und eine führende Hand, wenn wir nicht ganz untergehen sollen...“

Paul Liebert

Man sollte sich den Namen dieser Firma gut merken...

Die Firma Peter Lindlahr (Heizung, Lüftung, Sanitäre Installation), Troisdorf, Kölner Straße 17, Ruf Siegburg 20 36, ist seit langem als Lehrlings-Ausbeutungsbetrieb bekannt. Das ist kein Wunder, wenn man erfährt, daß von etwa 40 Betriebsangehörigen nur ein Monteur gewerkschaftlich organisiert ist. Offenbar haben nun selbst die Lehrlinge sich gegen den 12- bis 15-Stunden-Tag zur Wehr ge-

setzt; denn die sogenannte Betriebsführung sah sich zu folgendem Ukas veranlaßt:

„An alle Lehrlinge und Monteure!

Es ist die Unsitte eingerissen, daß die Lehrlinge kürzer arbeiten als die Monteure. Da der Monteur ohne Helfer nicht arbeiten kann, ergeht folgende Anordnung:

Jeder Lehrling, der kürzer als der Monteur arbeitet, wird aus dem Betrieb entfernt. Jeder Monteur, der duldet, daß der Lehrling früher die Baustelle verläßt, erhält die übrige Zeit, die er ohne Lehrling arbeitet, nur mit dem Lehrlingslohn vergütet. Lehrlinge sollen in der Regel nicht länger als zehn Stunden arbeiten.“

Man weiß nicht, über was man mehr staunen soll, über die Tatsache, daß heute derartige Zustände überhaupt noch möglich sind, oder über den brutalen Unternehmegerist, der sich nicht entblödet, Gesinnungen der obigen Art auch noch aufs Papier zu bringen! Offenbar hat Herr Lindlahr noch nichts vom Jugendschutzgesetz gehört, das für Lehrlinge eine Arbeitszeit von höchstens 48 Stunden in der Woche vorschreibt. Man wird gut daran tun, sich den Namen und die Adresse der vorgenannten „Firma“ zu merken.

Sonst geht es Ihnen noch gut, Herr Chef?

Auch ein Lehrvertrag: Der Lehrling verpflichtet sich hierdurch ehrenwörtlich und so weiter

Er beginnt ganz harmlos, so wie jeder Lehrvertrag beginnt: Mit den Namen der Vertragschließenden, Dauer des Lehrverhältnisses, Probezeit usw. Danach heißt es: Der Lehrling verpflichtet sich hierdurch ehrenwörtlich:

1. Alle übertragenen Arbeiten gewissenhaft, termingemäß und korrekt — nach bestem Gewissen — auszuführen und dabei die Weisungen des Lehrherrn zu befolgen.

Auch dagegen ist zunächst nichts zu sagen, obwohl sich über den Stil streiten läßt. Unter Nr. 5 heißt es dann:

Ein Verstoß gegen die Pflichten berechtigt den Lehrherrn jederzeit zur fristlosen Kündigung des Lehrvertrages und verpflichtet den Lehrling zum Schadenersatz.

7. Vierteljährlich ist dem Lehrherrn ohne Aufforderung ein handschriftlicher Arbeitsbericht zu geben. Der Bericht muß klar und deutlich abgefaßt sein, nicht im Telegrammstil. Arbeitsvorgänge sind genau zu schildern. Vor allem hat der Lehrling niederzuschreiben, welche Aufgaben er zu erfüllen hat, wie er sie durchführt u. a. m. Auch sind Mißerfolge mitzuteilen.

9. ... gleich bei Dienstbeginn einen Tätigkeitsbericht anfangen (Tag, Wetter, Geldeingänge) ... Rückständige Arbeiten täglich schriftlich vorzutragen ... Hinter jeder Verrichtung schreiben, wieviel Zeit dafür

gebraucht wurde ... Jede Arbeit, jeder Weg und jede Besorgung müssen präzise, sauber, korrekt und pünktlich ausgeführt werden. Erst wenn ich die erste Stufe der Übung erreicht habe, kann ich das Tempo steigern.

10. ... Stadtwege vorher schriftlich festzulegen ... Versuchen, dem Lehrherrn jederzeit Nutzen zu bieten und Freude zu bereiten.

11. Ich gebe jährlich eine schriftliche Versicherung ab, keine Forderungen an den Lehrherrn zu haben, und daß ich keine Beschwerde vorzubringen habe. Diese Mitteilung erhält der Chef zuerst am 1. 4. 1954 und dann laufend. Wenn ich diese Mitteilungen nicht abgebe, verstoße ich gegen meine Vereinbarung schwer.

12. ... Kundenschutz in jeder Form zu garantieren und auch nach Ablauf der dreijährigen Lehrzeit einen Kunden des Lehrbetriebes niemals zu übernehmen bzw. zu betreuen und für eigene Rechnung Beratungen durchzuführen ...

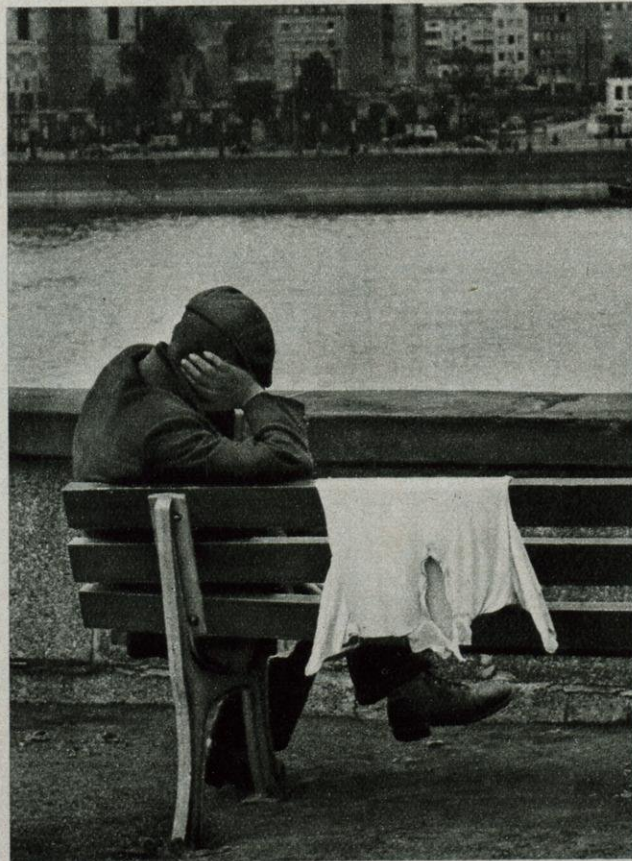
... Für jeden Fall der Zuwiderhandlung ist eine Vertragsstrafe von dem Dreifachen des dem Lehrbetrieb entgangenen Gewinnes ausgemacht — mindestens aber 500 DM.

Im übrigen: Sonst geht es Ihnen noch gut, Herr Chef?

Fotos: Hella Mies



Links hat eine Braut gefunden



Rechts trocknet das Hemd eines Vagabunden

Das Wandern ist des Müllers

Die Überschrift ist eigentlich Unfug. Denn das Lied vom wandernden Müller singt niemand mehr, und selbst die Kinder des ersten Schuljahrs tun es unwillig. „Cowboy Jimmy“ ist ihnen lieber. Außerdem fahren die Müller heute mindestens Mercedes 220. Zum Wandern sind sie längst zu dick geworden. Nichts gegen die Müller. Die anderen Menschen wandern auch nicht mehr. Die dem alten Typ des Wanderers noch am ehesten nahekommen, das sind die Radfahrer. Unser Bildberichterstatter Darius Schriez fuhr ihnen nach. Von denen, die mit der BMW, dem Sportwagen und dem „Buick eight“ losbrausen, von denen wollen wir gar nicht reden.



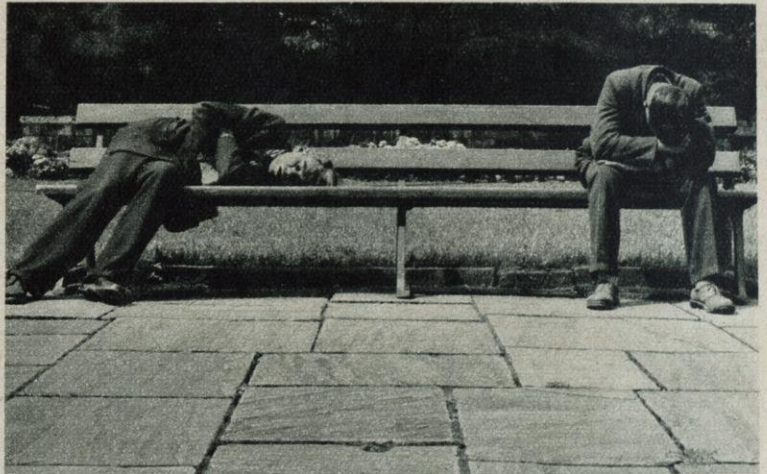
Wanderer 1953: Abgespannt, erschöpft! Kein Wunder bei 143 km Tagespensum.

Lust

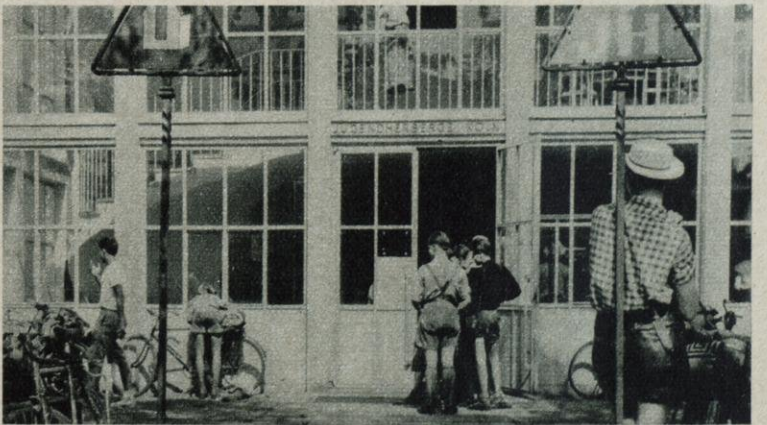
▼ **Denn unter 143 km** tut es kein moderner Wanderer. Kilometer sind Trumpf! Und stolz weist das Tagebuch auf: 1. Tag 143 km, 2. Tag 129 km, 3. Tag 115 km... Unermüdlich treten die Beine den Drahtesel vorwärts (Bild unten). Und nach dieser „Erholung“, da braucht man erst einmal Erholung von der Erholung. Fotos: Darius Schriez



Der „wunderschöne deutsche Rhein“ ist auch heute noch das Ziel aller Wanderer. Aber sie sehen ihn nicht mehr. Die Bank am Rhein ist eben noch gut, um die müden Beine auszuruhen und mit der kurzbehosten Radtour-Bräut zu flirten...



Fahrrad und Gepäck stehen bei der Aufbewahrung im Hauptbahnhof. Eigentlich wollten sich die beiden die interessante Stadt ansehen. Aber nun kam ihnen die Bank im Park gerade recht. Kilometer machen müde. (Dabei hätten sich die beiden zu Hause doch sicher besser ausschlafen können.) Sie wollten aber wandern...



In den Ferienwochen können die Jugendherbergen nicht einmal ein Zehntel jener aufnehmen, die ein Nachtquartier haben wollen. „Nur Wanderer“, sagen die Herbergsväter am Rhein übereinstimmend, „kommen kaum noch. Vielleicht sieht man sie noch in den kleinen Herbergen abseits der Landstraßen. Bei uns nicht.“ Die Höfe um die Herbergen sind jede Nacht ein riesiger Parkplatz für Fahrräder, Motorräder, Vespas und Überland-Omnibusse. So sieht des Müllers Wanderlust aus.

Helmut Doble: Giorgios seltsamer Kunde

Giorgio saß häufig hinter einer der großen Säulen vor dem Petersdom. Den Holzkasten mit seinem Handwerkszeug, den er sonst an einem Strick um den Hals trug, hatte er hinter seinen Beinen verborgen und mit seiner Jacke zugedeckt. Ein flüchtiger Beobachter hätte glauben können, der Junge schlafe, denn er hatte den Kopf gegen den gemaserten Stein gelegt und die Augen geschlossen. In Wirklichkeit aber blinzelte er zwischen den Augenlidern hindurch, und nichts, was sich auf der großen Treppe ereignete, entging seiner Aufmerksamkeit. Es war sein erprobter Trick, sich an diesem Ort schlafend zu stellen, denn mit den Polizisten und Schweizer Gardisten, die auf dem großen Platz und in den Säulengängen für Ordnung sorgten, war nicht zu spaßen. Sie waren der Meinung, daß sich eine so profane Handlung, wie das Putzen von Schuhen, auf den Stufen zum Heiligtum der Christenheit nicht eben gut ausnehme. Andererseits aber war die Treppe vor dem Dom für Giorgio das beste Arbeits-

feld, denn an welcher anderen Stelle der Ewigen Stadt begegnete man an einem einzigen Tage so vielen Fremden. Giorgio hatte sich eine große Fertigkeit bei der Ausübung seiner Arbeit zu eigen gemacht, denn schnell und unauffällig mußte sie vor sich gehen. Dennoch geschah es nicht selten, daß er um seinen Verdienst gebracht wurde, weil entweder der Fremde, dessen Schuhe er unaufgefordert bearbeitet hatte, mit der Säuberung nicht einverstanden war oder aber, weil einer seiner gefürchteten Widersacher auftauchte.

Nur in der Mittagszeit, wenn die Kirche für die Gläubigen gesperrt war, schloß Giorgio die Augen fest, um ein wenig auszuruhen. So konnte er auch den Mann nicht bemerken, der über den sonnenheißen Platz auf ihn zukam. Der Alte blieb eine Weile vor dem Knaben stehen und musterte ihn eingehend. Vorsichtig läftete er die Jacke über dem Kasten und stellte befriedigt fest, daß er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht sah. Giorgio schreckte aus dem

Schlaf auf, als der Mann ihn mit seinem Stock gegen die Brust stieß. Zuerst glaubte der Junge, ein Polizist habe ihn erwischt und hielt die Hände vor sein Gesicht, um es vor Schlägen zu schützen. Als er jedoch den verwahrlosten Mann erblickte, schickte er sich ärgerlich an, seine alte Stellung wieder einzunehmen.

„Willst du mich nicht bedienen“, herrschte ihn der Fremde an. „Ich zahle gewiß soviel wie der vornehme Herr, den du soeben angesprochen hast.“

Der kleine Schuhputzer setzte sich nieder und betrachtete mit unverhohlenem Staunen seinen seltsamen Kunden. Seit Wochen mochte sich dieser nicht rasiert haben. Seine wirren Haare waren schmutzverkrustet und verfilzt, und man sah ihnen an, daß sie lange nicht mehr gekämmt worden waren. Die Jacke, deren ausgefranstes Futter heraushing, trug er auf der nackten Haut. Sie wurde von einem Stück Draht nur lose zusammengehalten und gab die behaarte Brust frei. Die altmodische Frackhose war mehrmals umgeschlagen und wies viele Öl- und Teerflecken auf. Als Giorgio die Schuhe erblickte, lachte er dem Fremden ins Gesicht. Er hatte schon manche Leute kennengelernt und viele Schuhe geputzt, aber ein solches Ansinnen hatte noch niemand an ihn gestellt. Die Sohlen waren lose, und durch das brüchige

Oberleder guckten die schmutzigen Zehen heraus.

„Solche Schuhe soll ich putzen?“ „Avanti! Vorwärts! Ich habe keine Zeit, wieviel verlangst du?“

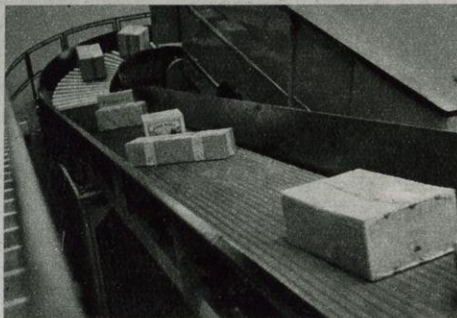
„40 Lire ist die Taxe.“ Der Mann zog die kleinen Scheine aus der Tasche und zählte sie auf den Stein. Giorgio steckte das Geld ein, hockte sich nieder und begann seine Arbeit. Mit einer feinen Bürste entfernte er den Staub, denn die Schuhe waren nicht schmutzig. „Warum lassen Sie mich Ihre Schuhe putzen“, fragte er, während er die farblose Creme auftrug.

„Du glaubst, blanke Schuhe passen nicht zu meinen Lumpen“, antwortete der Alte. „Du bist zu jung, um mich zu verstehen. Ich bin arm, und zu mehr als zum Schuheputzen reicht mein Geld nicht. Aber einmal am Tage möchte ich das Gefühl haben, bedient zu werden; bedient zu werden, weil ich dafür bezahlen kann.“

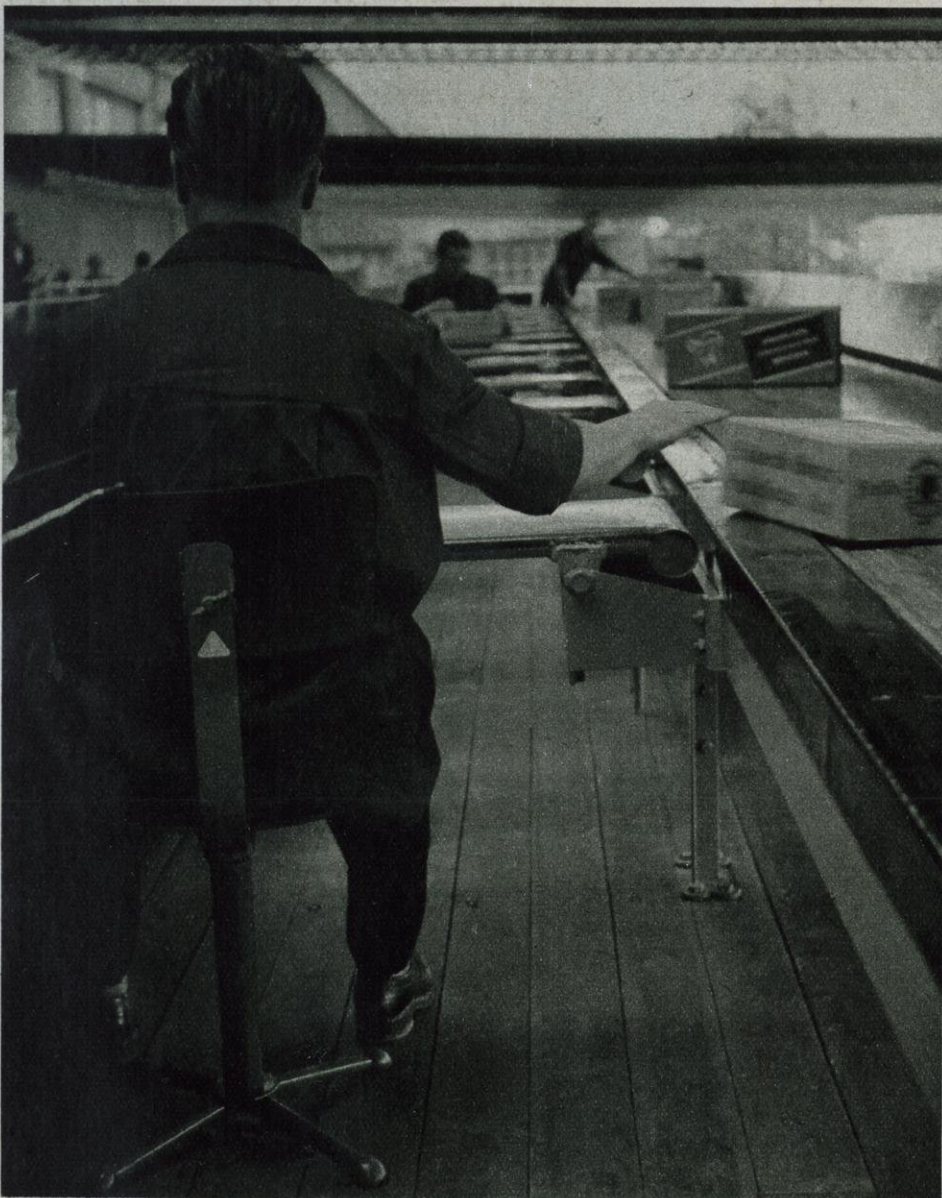
Giorgio verstand die Worte des alten Mannes nicht, dennoch bewegten sie ihn. Während der Greis ohne einen Gruß und ohne sich noch einmal umzublicken an seinem Stock wieder über den Platz davonhinkte, ließ er für einen Augenblick alle Vorsicht außer acht, lief mit der Bürste in der Hand hinter ihm her und steckte ihm das Geld unbemerkt wieder in die Tasche.



Rationalisierung ist auch bei der Post Trumpf! Diese mechanisierte Paketverteilung ist für den Neubau des Postamtes in Ulm bestimmt.

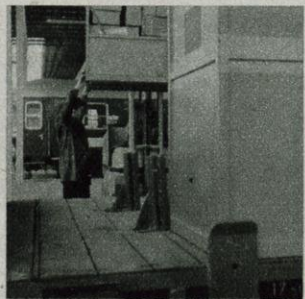


Ein Laufband befördert die eingelieferten Pakete aus dem Kraftwagen (Bild links) ohne Menschenkraft in den ersten Stock (Bild rechts).

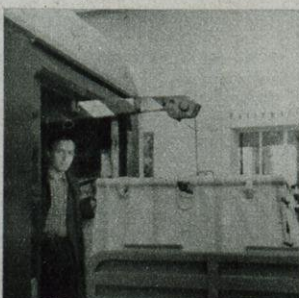


Kollegen mit guten Geographiekennntnissen beschriften die Pakete mit „Leitnummern“. Über Rollen und Rutschen (Bild links) gelangen 6000 Pakete in der Stunde zur „Endstelle“...

am laufenden Band Pakete am laufenden Band



Für jede Leitnummer stehen Behälter bereit, die Elektrokarren zum Eisenbahnwagen befördern.



Ein elektrisches Gerät hebt die 300 kg schweren Behälter in die Waggonen.

Fotos: Schriez (10)

Schweinewärterlaufbahn einschlagen?

Ich fordere also, Herr Minister, daß der Erlaß auf Anwärter mit Hochschulreife ausgedehnt wird, denn das dürfte ein weiterer Schritt zu dem Endziel, dem akademisch gebildeten, sittlich gefestigten Schweinehirten, sein.

Will jemand die Schweinewärterlaufbahn einschlagen? Sofern er in Niedersachsen wohnt, so findet er dort jetzt seine Belange bestens geregelt. Im Ministerialblatt Nr. 10 steht der „Erlaß über die Bestimmungen für die praktische Ausbildung zum Schweinewärter“, in dem es u. a. heißt: „Das Ziel der landwirtschaftlichen Berufsausbildung ist, einen leistungsfähigen, arbeitswilligen und sittlich gefestigten Berufsnachwuchs auszubilden und zu erziehen. — Die Lehrzeit dauert drei Jahre. — Bei Lehrlingen mit Mittelschulreife oder einer entsprechenden Schulbildung kann die Zeit der Schweinewärterlehre auf zwei Jahre herabgesetzt werden.“ Und dann werden auf sieben engbedruckten Seiten die Lehrausbildung, die Schweinewärterfortbildung, der Prüfungstoff der Schweinewärter, das fachliche Wissen und schließlich das „berufsständische Wissen“ in exakter und ausgiebiger Weise geschildert.

Nichts gegen die Schweinewärter! Von ihnen hängt doch in mannigfacher Weise die Qualität unseres sonntäglichen Bratens ab. Und wer wollte sich diesen Hochgenuß am Festtag durch irgendeinen nachlässigen Schweinewärter verwässern lassen? Aber ob dazu sieben engbedruckte Seiten oder gar eine Mittelschulbildung nötig sind? Man kann ja auch noch die Weichensteller akademisch ausbilden lassen.

Die einzig richtige Antwort auf diesen Erlaß fand der SPD-Abgeordnete Böhme im niedersächsischen Landtag. Der sagte dort u. a.: „Ich würde es vertretbar halten, auch einem Abiturienten eine gewisse Abkürzung der Lehrzeit — vielleicht wie es der heutigen Bewertung des Abiturs entspricht, also mindestens acht Tage — zuzugestehen. Sollte er aber in Religion und Betragen ein gutes Prädikat haben, würde ich sogar eine weitere Abkürzung um acht Tage befürworten (Heiterkeit — Minister Kube: Herr Abgeordneter Böhme! Müßen wir dafür nicht erst den Bau einer Oberschule in Braunschweig beschließen?) ... Das wäre eine wunderbare Gelegenheit, wobei allerdings auf dieser Schule das Griechisch fehlt, aber immerhin ...

Ich fordere also, Herr Minister, daß der Erlaß auf Anwärter mit Hochschulreife ausgedehnt wird, denn das dürfte ein weiterer Schritt zu dem Endziel, dem akademisch gebildeten, sittlich gefestigten Schweinehirten, sein. (Große Heiterkeit!) Krönung dieses Berufes würde dann zweifellos der Doktor der Schweinewirtschaft sein (stürmische Heiterkeit), für den ich mir als Abkürzung die Bezeichnung Dr. grunz vorstellen könnte.“ (Stürmische Heiterkeit und starker Beifall.)

Die merkwürdigen Bücher

Von Peter Omm

Zunächst ein paar Angaben über die kleinsten je gedruckten Bücher: 1897 erschien in Padua ein Buch im Format 10 × 6 mm; lange vorher, 1674, wurde in Holland das berühmte „Blumenbüchlein“ in der Größe 10 × 13 mm gedruckt. 1952 brachte ein Münchner Verlag ein Liliputbuch mit 20 Seiten heraus, dessen erste Seite das Vaterunser enthält. Von diesem Büchlein können 252 Exemplare in einer Streichholzschachtel versandt werden!

Der Gegensatz — das größte Buch — befindet sich in Neuyork: 3 m hoch, 1 m dick, 250 Zentner schwer. Die Blätter werden mit Hilfe eines elektrischen Mechanismus umgewendet. Das zweitgrößte Buch ist in der Bibliothek der Staatsgewerbeschule zu Wien zu finden: ein anatomischer Atlas von 1,90 m Höhe und 0,90 m Breite. Er wurde zwischen 1823 und 1830 gedruckt. Und ein 30-Zentner-Lexikon gibt es auch: Tangym, das Lexikon des buddhistischen Wissens, besteht aus 225 Bänden. Jeder wiegt 15 Pfund, ist 20 cm dick und 40 cm hoch.

Das älteste Buch befindet sich in der Nationalbibliothek in Paris, es heißt „Prisse Papyrus“, stammt aus dem Jahre 3350 v. Chr. und wurde in einem Grab bei Theben gefunden.

Doch das erste wirkliche Buch im heutigen Sinne wurde erst 593 nach Chr. gedruckt — in China! Goethes erstes Buch ist nur wenigen bekannt: es erschien 1773 anonym im Verlag Eichenberg in Frankfurt a. M. und trug den Titel „Brief des Pastors zu xxx an den neuen Pastor zu xxx. Aus dem Französischen.“

Eine 4000 Bände umfassende Bücherei über den Selbstmord, seine Ursachen und Folgen sowie über alles, was mit dem Freitod zusammenhängt, befand sich bis 1940 in Augsburg; sie wurde ein Opfer des Krieges.

Das größte Geschichtsbuch heißt „The war of rebellion“: 120 Bände zu je 1000 Seiten in Lexikonformat, mit einer 30teiligen Riesenkarte.

Das meistübersetzte Buch ist die Bibel, die nach Mitteilungen der großen Bibelgesellschaften jetzt in 1105 Sprachen und Dialekten erschien.

Anfang des 19. Jahrhunderts fand in Wels, Oberösterreich, der Schriftsteller Karl Julius Weber in einem Patrizierhaus einen seltsamen Kachelofen. Er war gebaut wie ein mächtiges breites Bücherregal, in dem naturgetreu in Kacheln nachgebildet die dickleibigen Werke Luthers, Kalvins, Huß, Zwinglis usw. standen, die auf diese Weise ständig „dem Feuertode“

ausgesetzt waren. Eine seltsame Art, seiner Abneigung gegen unliebsame Werke Ausdruck zu geben.

Die größte Spezialbücherei für Frauen richtete ein Neuyorker Frauenklub ein: 9000 verschiedene Kochbücher in allen Welt Sprachen, Tausende allgemeiner Werke über Essen und Trinken und weit über 20 000 Speisekarten stehen zur Einsicht zur Verfügung. Die Sammlung soll einmal den Grundstock zu einem künftigen „Welt-Kochbuch-Museum“ bilden. (DB)

Unsere Uhr geht wieviel vor?

Letzten Sonntag wollten Schultes einen Ausflug machen. Früh um sechs sollte es losgehen, damit sie auch etwas hatten von ihrem freien Tag. Und außerdem fuhr um diese Stunde der einzige Zug, der sie zum Ausgangspunkt ihrer geplanten Wanderung bringen sollte. Den durften sie auf keinen Fall versäumen. Mutter Schulte kennt ihre Pappenheimer und hat am Abend zuvor, ohne einem von der Familie etwas zu sagen, die Weckuhr um eine halbe Stunde vorgestellt, was sie nicht hinderte, am nächsten Morgen, kaum daß die Uhr anschlägt, aufzustehen und in die Küche zu huschen, wo sie sich wäscht und das Kaffeewasser aufsetzt, ehe sie die Kinder aus dem Schlafe ruft. „Komm“, sagt sie zu der großen Tochter, „es wird Zeit, wenn wir pünktlich an der Bahn sein wollen.“

„Ist Papa schon wach?“ fragt das Mädchen und reckt sich wohligh in ihrem Bett.

„Ne, den laß ich liegen bis zum letzten Augenblick. Der ist schnell fertig. Nachher steht er bloß in der Küche herum und hält uns auf. Aber du mußt jetzt kommen.“

„Wie spät ist es denn?“ fragt das Mädchen. „Fünf vorbei“, antwortet die Mutter, und sie lächelt; denn sie weiß, daß es in Wirklichkeit noch eine halbe Stunde früher ist.

„Fünf vorbei“, wiederholt Luise, und auch auf ihrem Gesicht spielt ein Lächeln. Dann steht sie auf.

Bei Karl, dem Sohn, ist es dasselbe. Auch er will erst wissen, wie spät es ist, ehe er sich mit lautem Gähnen erhebt und in die Küche kommt, wo die Mutter schon dabei ist, das Brot zu schneiden und den Kaffee aufzugießen. Als das getan ist, weckt sie auch den Vater. Der kommt verschlafen aus der Kammer, wäscht sich, und nach einer Weile sitzt die ganze Familie gemütlich um den Kaffeetisch.

Aber nicht lange, dann drängt Vater Schulte zum Aufbruch. Und, als niemand Anstalten macht, auf ihn zu hören, mahnt er mit einem sorgenden Blick auf die Uhr: „Nun aber dalli, sonst schaffen wir es nicht.“

Mutter Schulte blickt ihn überlegen von der Seite an und meint: „Was du nur immer hast. Wir werden den Zug schon kriegen. Brauchen doch keine halbe Stunde auf dem Bahnsteig herumstehen.“

„Na, meinestwegen“, gibt Vater Schulte nach. An Wunder glaubt er ja nicht, aber sich mit seiner Frau herumzuzanken, dazu hat er am Sonntagmorgen keine Lust. Sie wird schon selber sehen.

Als sie dann auf der Straße sind, meint die Frau versöhnlich: „Viel Leute heute morgen auf der Straße, findest du nicht?“ Und weil ihr Mann keine Antwort gibt, fügt sie nach einer Weile hinzu: „Und wie sie sich alle hetzen.“ „Na ja“, brummt Vater Schulte nun, „wenn wir unsern Zug noch kriegen wollen, müssen wir die Beine auch in die Hand nehmen!“ Aber seine Frau lächelt nur, und sie denkt wieder, wie klug es war, die Uhr eine halbe Stunde vorzustellen. Karl, der Sohn, lächelt ebenfalls, und Luise findet nun auch, daß schon sehr viele Leute unterwegs sind für diese frühe Stunde. „Was ihr nur immer mit eurer frühen Stunde habt“, brummt Vater nun wieder, „es ist gleich sechs.“

„Nee“, lacht die Frau, „aber halb!“

„Denkst du“, antwortet ihr Mann angriffslustig. „Denke ich nicht nur“, kommt sie nun mit ihrem Trumpf heraus, „das ist auch so; denn ich habe gestern Abend die Uhr eine halbe Stunde vorgestellt.“

„Wie, du auch?“ platzt Karl heraus, und im selben Augenblick entfährt auch Luise das Geständnis, daß sie dem Tag ebenfalls eine halbe Stunde zu gewinnen suchte, indem sie die Uhr vorrückte.

„Ja, dann kann es ja eben erst halb fünf sein“, meint die Mutter, nachdem sie kurz gerechnet hat.

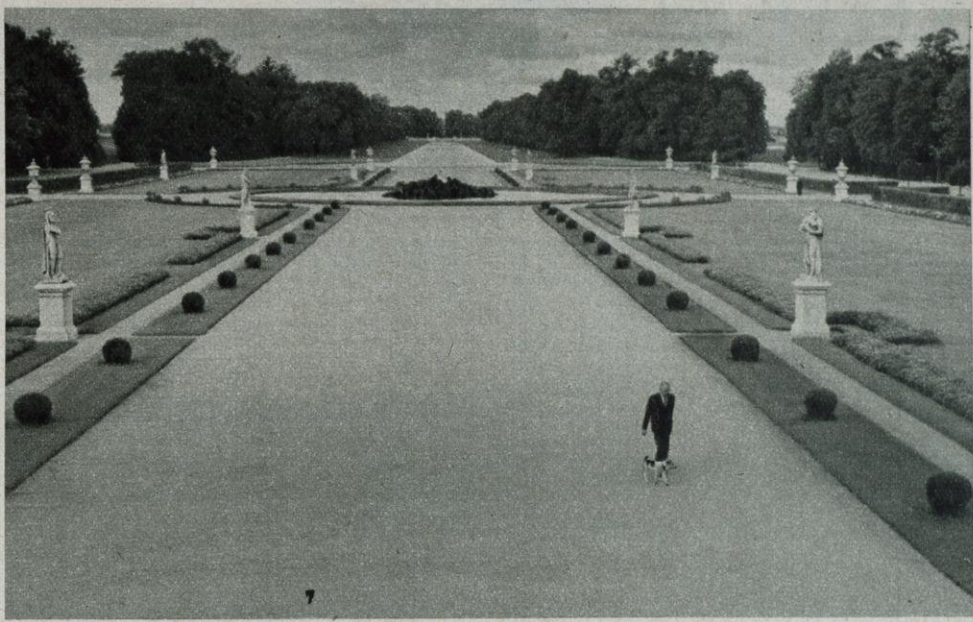
„Ne, aber nach sechs ist es“, sagt Vater Schulte nun und zeigt auf die Bahnhofsuhr, die eben vor ihnen auftaucht.

„Ja, wie ist denn das möglich“, stottern Frau und Kinder auf einmal.

„Ganz einfach“, klärt Vater sie auf. „Ich bin die Nacht über auf gewesen, und weil es gerade drei Uhr vom Rathaus schlug, habe ich die Uhr richtiggestellt. Ich konnte doch nicht wissen, was ihr für'n Theater mit der Uhr gemacht habt.“

„Ja, um Gottes willen“, schrie Mutter Schulte nun heraus, „dann kriegen wir ja den Zug nicht mehr.“

„Das habe ich doch die ganze Zeit gesagt“, meinte Vater Schulte bedächtig, „aber ihr wolltet ja nicht auf mich hören!“ Erich Grisar



München hat zwei Gesichter, erzählt unser Fotograf. Die Stadt an der Isar zieht Fahrzeuge wie ein Magnet an. Samstags mittags am Stachus: toller Wirbel. Radfahrer kämpfen sich durch den Dschungel des Verkehrs (Bild links). Der Fußgänger ist hoffnungslos unterlegen... Dagegen beherrscht er in Nymphenburg das Feld. Wenige Kilometer vom Stachus kann man sich ungefährdet im Park des Schlosses der bayrischen Kurfürsten tummeln (Bild rechts). Stumme Plastiken säumen den Weg.

Unser AUFWARTS-Fotograf Heinz Held fotografierte die siebte Folge unserer Städtereportagen: **MÜNCHEN**



▲ **Wie eine Oase** liegt der Königsplatz inmitten der Stadt. Beim herbstlichen Sonnenbad leisten nur Tauben Gesellschaft. Der Straßenlärm ist ein fernes Rauschen. „Hier ist München friedlich“, sagt unser Fotograf. Und sein Foto überzeugt uns von dieser Ruhe, die es in Münchens Zentrum so selten gibt.

► **Nur an einer Stelle** ist das Verkehrsproblem Nr. 1 ideal gelöst. Vor dem Hauptbahnhof führt ein Tunnel zur anderen Straßenseite. Rolltreppen machen es den Menschen bequem.

Im nächsten Heft: **Achte Städtereportage HAMBURG**



Nur mit Mühe können die Münchner ihre Stadt durchqueren. An jeder Kreuzung: warten, warten, warten. Trotz Lederhosen und Dirndl leben sie wie andere Großstädter: gehetzt, vom Verkehr verfolgt.

Münchens berechtigter Wunsch:

Mei Ruah mecht i hoabn...



Die Beine benutzen...

Mal ganz anders. Man wird es kaum glauben! Aber — immer und immer wieder liest und hört man aus allen Teilen der Bundesrepublik von Zeltlagern und Fahrten ins Ausland.

Nun, eine Fahrtengruppe der Gewerkschaftsjugend aus der Nordmark wanderte durch die Fränkische Schweiz. In Bamberg ging es los,

über Forchheim, Burg Gölzwein, die Teufelshöhle, durchs Pegnitztal bis nach Hersbruck, wo man von der Gastlichkeit im Hans-Böckler-Heim angenehm überrascht war.

Es ging weiter von Nürnberg nach Rothenburg ob der Tauber, von wo aus die Tauber bis zum Ende der stillen Begleiter blieb.

Nicht in der Zahl der geschafften Kilometer lag unsere Freude, sondern in der Ruhe, in der Stille, im Sehen und Schauen.

In den Jugendherbergen begriff man uns kaum noch. Immer wieder fragte man erstaunt: „Was, ihr wandert zu Fuß?“ Omnibusse begegneten uns überall. Radfahrer, die 140, 160 Kilometer am Tag zurücklegten, zu Tausenden. Über gute und schlechte Landstraßen wußten sie alle Bescheid. Fast nichts aber über das, was am Rande lag, und die wirklichen Schönheiten, die dahinterlagen.

Der Sinn dieses Berichts ist nicht, über unsere Erlebnisse zu plaudern, sondern daß einmal

darüber gesprochen wird, warum noch sowenig gewandert wird. Denn Wanderer gleich uns sahen wir selten auf unserer Ferienwanderung. Wir glauben, daß es kein Urlaub und keine Erholung ist, über dem Lenker seines Rades Kilometer zu fressen, oder in modernen Omnibussen von Stadt zu Stadt zu rasen.

Nun, wir benutzen unsere Beine und sind der Meinung, wir hatten viel mehr von unserem Urlaub als die, die anders unterwegs waren.

Gerhard Dachrodt

Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers
von Werner Helwig

Die Brutalität Psarathanas hat ihren Höhepunkt erreicht; Xenophon wird aufsässig, und als ihn der alte Raubfischer bei einem Landaufenthalt im Schlaf erschlagen will, wehrt er sich. Der Alte fällt so unglücklich, daß er das Genick bricht. Xenophon ist frei. Die Schatzliste des Toten nimmt er mit sich. Als er sie begraben will, findet er das Versteck eines anderen Schatzes.

19 Er war es, der an mir vorbeischlich in jener bestnlichen Nacht, als ich am Lagerfeuer grübelte. Auf seinen Schatz versessen, hatte er ungewollt die Wölfe verjagt und mir durch sein Erscheinen eine unverständliche, aber doch irgendwie wirksam gewordene Warnung ins Herz gefunkt. Hier hatte er, genau wie ich, das heimlichste Versteck für seinen Raub gesucht. Wir hatten beide unseren ganzen Scharfsinn für dieselbe Sache aufgebunden und waren, jeder auf seine Art, zu den gleichen Schlüssen gekommen. Unbewußt hatten wir das Gold zum Ort seiner Herkunft geschleppt. Wir handelten also in einem Bann.

Als sich der Aufruhr meiner Gedanken gelegt hatte, machte ich erst mal Ordnung. Einige Goldmünzen steckte ich in die Tasche, um sie Barbajanni zu zeigen. Den Inhalt der Psarathanas-Kiste schüttete ich in den Sack des Verbrannten. Die geleerte Kiste wiederum fand gut Platz in der leeren Truhe, so wie man eine Schachtel in die andere fügt. Den zerbrochenen Deckel hämmerte ich fest, warf die alte Erde in das neue Doppelgrab, legte die Grassoden nahtlos auf den festgetrampelten Boden und baute zum guten Schluß die Merksteine meines Vorgängers ungefähr so auf, wie ich sie angetroffen hatte, nur zwanzig Meter weiter weg.

Durfte ich hoffen, daß die Täuschung gelang? Der Verbrannte würde eines Tages, wenn er sich vor der Nachstellung des Psarathanas sicher fühlte, hierher kommen, um seinen Raub abzuholen. Er würde unter seinen Merksteinen graben und graben, bis ihm etwas schwante. Und wenn er dann mit neuer Peilung den richtigen Platz ermittelte und statt seines Sackes die Truhe fände, und darin die wohlbekannte Kiste aus dem Boot des Psarathanas, da würde er sich wohl etwas zusammenreimen. Denn es hatte sich allmählich in der Agäis herumgesprochen, daß ich an seine Stelle getreten war.

Wie konnte ich also den Schatz vor seiner Spürnase retten? Am besten natürlich, indem ich ihn schleunigst an seine rechtmäßigen Besitzer verteilte: die Urenkel der Mizelioten — meine Raubfischer in Kuluri.

Jetzt reute es mich, das Boot des Psarathanas ins Meer gestoßen zu haben. Wie bequem wäre es gewesen, die ganze Last nach Kuluri zu segeln. Auf dem Landweg konnte ich das Gold nicht wegschleppen, dafür war es zu schwer, und der Pfad zu schwierig.

Statt individueller Ausbildung - Brigaden

Vor zwei Jahren ernannte der Sowjetzonen-Ministerrat den 22jährigen DFJ-Funktionär Rudolf Wießner zum Staatssekretär für die Berufsausbildung. Er wurde im Rang den Zonenministern gleichgestellt, und sein direkter Vorgesetzter ist noch heute Walter Ulbricht. Wießner hatte kurz vor Kriegsende in Leipzig eine Schlosserlehre angetreten, die er verlassen mußte, weil es ihm nicht gelang, Mein und Dein auseinanderzuhalten. Seit diesem Tage im Jahre 1944 trägt Wießner einen abgründigen Haß gegen alle Ausbilder, Lehrmeister und Betriebsleiter mit sich umher. Schon während seiner Tätigkeit im Zentralrat der FDJ überlegte er ständig, mit welchen Mitteln man die Befugnisse der Ausbilder und Lehrmeister einschränken könnte. Als er 1950 eine Reise in die Sowjet-Union machte, lernte er die kollektivistischen Ausbildungsmethoden der Sowjets kennen und hatte endlich die Idee, die er brauchte und die er nunmehr seit zwei Jahren als Staatssekretär praktiziert. Zunächst änderte er den Ablauf der Berufsausbildung und setzte an die Stelle individueller Ausbildung das Kollektiv und die Brigade. Alle Ausbildungsvorgänge sollten nur noch in Gruppen, sogenannten Kollektiven, oder Betriebseinheiten, sogenannten Brigaden, vor sich gehen. Für jeden Ausbildungsvorgang sind deshalb auch nicht einzelne Lehrlinge, sondern jeweils fünf bis sechs — ein Kollektiv — eingeteilt worden. Diesen ersten Maßnahmen folgten im Zuge der Aneignung des fortschrittlichen sowjetischen Wissens weitere.

Die Lehrzeiten in fast allen Berufsberufen wurden von 2½ und 3 Jahren auf 1½ und 2 Jahre verkürzt. Die theoretischen und praktischen Prüfungsbedingungen wurden auf die „gesellschaftlichen Erfordernisse“ der Zonenpolitik abgestellt. An Stelle von Fachbüchern, graphischen Darstellungen, Zeichengeräten und sonstigem Unterrichtsmaterial erhielten die Lehrlinge für jede Brigade vom Staatssekretär persönlich gezeichnete Stalin- und Leninbände. Die Lehrabschlußprüfungen der beiden letzten Jahre wurden mehr und mehr zu politischen Examen, in denen vom Fachlichen nicht mehr die Rede war. Durch die verkürzte Lehrzeit nahm die Zahl der arbeitsuchenden Gesellen schnell zu. Es gibt z. B. zurzeit 100 v. H. mehr Gesellen, als Arbeitsplätze vorhanden sind. Außerdem weigern sich die volkseigenen Betriebe, die nach den neuen Methoden ausgebildeten Lehrlinge einzustellen. Die Jugendlichen in den Betrieben haben in ihren Forderungen nicht nachgegeben, sie sind

Das beste schien mir, ein vorläufiges Versteck auszumachen und unverzüglich den Barbajanni mit den Agios Nicolaos herbeizuholen. Das ließe sich, Hinweg- und Rückfahrt gerechnet, in einem Tag erledigen.

Ich schleifte also den Sack zu der kleinen Gedenk-kapelle, verbarg ihn in dem trockenen Loch unter dem Wurzelwerk der gestürzten Eiche, häufte Laub und Erde darauf. Absichtlich wählte ich diesen Ort, denn die Vermutungen der Menschen schienen mir mehr auf das Gerissene, Abgefäimte auszugehen als auf das Offenbare und Harmlose. Obwohl — man kann nie wissen — das Harmlose manchmal das Allergerissenste ist.

Meine eigenen Sachen trug ich hinter den Altar. Nichts sollte meine Bewegungsfreiheit behindern, jetzt, da ich laufen mußte, laufen, bergauf, bergab, um so schnell wie möglich den Barbajanni ausfindig zu machen.

Bevor ich ging, tat ich jedoch noch etwas, was manch jener töricht gefunden hätte: ich kratzte den Namen des Psarathanas in die Wand der Kapelle, unmittelbar unter den Namen Nico Thalamos, meines mutmaßlichen Urahnen.

Komm herein, Fremder

Eine Hand am Hals und eine Hand am Herzen kam ich in Kuluri an. Die kleine Bucht war wie ausgestorben. In meiner Schenke kein Licht und kein Feuer. Im Hals der Schlucht lagen die Boote. Es widersprach aller Ublichkeit, daß die Raubfischer ihre Fahrzeuge ohne Bewachung ließen. Ich stand allein auf dem kleinen Sandstrand und war ratlos. Sollte etwas geschehen sein, was Vorsicht erheischte? Waren Gendarmen dagewesen und hatten unsere Leute verhaftet, jetzt, da alles anders werden, da der Schatz von Mizella zu den letzten überlebenden Mizelioten zurückkehren sollte?

Forschend und witternd klonnte ich zum Bau empor. Der späte Nachmittag erfüllte die Halle mit ungewissem Schein. Auch hier sah es aufgeräumt und leer aus. Und die Asche auf der offenen Feuerstelle roch kalt. Ich ging in den Kelleranbau und suchte nach meinem Lager.

Da schlief jemand. Sein Atem war weindunstig. Mühsam rüttelte ich ihn wach. An den Lauten, die er hervorbrachte, erkannte ich, daß es der Kafsali sein müsse. Er war also hier an meine Stelle getreten.

„Agia Panagia“, brummte er schlecht gelaunt, „was will man von mir? Plötzlich startete er mich im Halbdunkel erschrocken an! „Psarathanas, du hier?“ stammelte er und war mit einem Satz auf den Füßen. „Unsin!“ beruhigte ich ihn, „ich bin kein Psarathanas, das siehst du doch wohl selbst.“

Er wich zurück an die hintere Wand, als ob er nach Waffen tastete. „Du kennst mich doch noch“, rief ich erbost, „ich bin doch euer Xenophon.“

dabei geblieben, die Normalisierung der Berufsausbildung zu verlangen. Fast in jeder Betriebsversammlung wurde dieses Thema so deutlich erwähnt, daß das Staatssekretariat für Berufsausbildung dazu Stellung nehmen mußte. Es hat sich zwar noch nicht zu der von den Jugendlichen geforderten Regelung entschlossen, aber es mußte zugeben, das grobe Fehler gemacht worden sind. Inzwischen nun haben die Jugendlichen unter Anwendung vieler Tricks in einigen Betrieben die Verlängerung ihrer Ausbildungszeit durchsetzen können. Und überall dort, wo es noch nicht geschehen ist, werden die nächsten Wochen gleiche Ergebnisse bringen.

Ich war in Bukarest

Fortsetzung von Seite 1

lesenen Getränken füllen — nur der Sekt war knapp. Und morgens und abends war es auch nicht schlechter. Aber das war so ähnlich wie mit dem linken Flügel des königlichen Schlosses in der City. Nie werde ich das vergessen. Er war von Bomben zerstört. Die Fassade hatte man wiederaufgebaut, Fenster hineingesetzt und Gardinen aufgehängt. Dahinter war nichts, rein gar nichts. Nur die Fassade war zum Festival fertig geworden. Am dritten Tag sagte mir eine Bukarester Arbeiterin deutscher Abstammung: „Vor vier Wochen hatten wir nicht einmal genügend Brot.“ Gott, wer wird schon etwas auf das Wort einer Klassenfeindin, einer Provokateurin, geben! Noch ein rundes Dutzend Leute habe ich gefragt. „Ja, Anfang Juli hatten wir nicht einmal genügend Brot.“ Jetzt freilich quollen die Läden über vor Ware.

Schlangen vor vollen Läden

Das fiel mir schon am ersten Morgen auf: vor den vollen Läden standen Käufer-schlangen. Das ist doch, sagte ich mir, ein Unding: Wenn die Läden voll sind, braucht man doch nicht Schlange zu stehen. Die Läden waren indes noch keine zwei Wochen voll. Sie waren jetzt auch nur in Bukarest voll. So kamen die Leute aus halb Rumänien heraufzufahren und nutzten die einmalige Gelegenheit. Dennoch wurde manche Hoffnung enttäuscht: Wenn da Zucker im Fenster stand, war noch lange nicht klar, ob er auch verkauft wurde. Denn die Schaufenster mußten auf jeden Fall voll bleiben. Ich weiß von einem westdeutschen Kollegen, daß er sich gern eine tschechische Boxkamera gekauft hätte, die in mehreren Staatsläden für 125 Lei angepriesen wurde. Aber weder ihm noch seinem rumänischen Dolmetscher ist es gelungen, in den Läden eine zu erwerben. Dabei wurden Ausländer durchaus bevorzugt bedient. Vor allem: sie hatten Geld. Jeden Morgen erschien in unserem Hotel ein deutscher Betreuer mit einem frischgedruckten Bündel Hunderteilscheinen. Man brauchte sich nur vertrauensvoll an ihn zu wenden. Quittung war nicht notwendig. Auch der alte Goldesel lebt also noch.

Fortsetzung folgt

„Xenophon“, stammelte er, immer noch fassungslos. „Der Verbrannte war hier und hat gemeldet, du seiest verloren. Der Mönch habe es ihm gesagt. Und wen der Mönch als verloren meldet, der ist es.“ „Komm ans Licht und laß mich an“, sagte ich ungeduldig, „ich bin kein Gespenst.“

„Aber du schaust aus wie der Psarathanas“, meinte der Kafsali, der tatsächlich eine Schiffsaxt zu fassen gekriegt hatte und mich in der Halle aus schlafbefangenen Augen anstarrte.

„Das macht der Bart“, beruhigte ich ihn und fuhr mir mit der Hand in die spärlichen Stoppeln, die mir seit einiger Zeit ums Kinn wuchsen. „Sag endlich, wo sind die andern?“

„Stimmt“, sagte er, „du bist tatsächlich der Xenophon“, und er warf die Axt auf die Seite. „Wo sind die andern, escheksikon“, brüllte ich unbeherrscht.

„Ah, du bist doch der Psarathanas“, murmelte der Kafsali und stellte den Kopf schief wie ein Jagdhund, der Befremdliches wittert.

„Du unter meinen Füßen Zertreter“, wettete ich los, „du kennst doch mein Profil.“ Und ich stellte mich seitwärts zu ihm, so daß er meinen Schattenriß vor dem hellen Westhimmel sehen konnte. „Ich glaub dir ja schon“, grinste er, „aber du hast viel vom Psarathanas angenommen. Das wollte ich nur sagen.“

„Sprich endlich: Wo sind die andern? Wo ist der Barbajanni?“

„Weißt du denn nicht, daß sie Hochzeit feiern oben im Dorf?“

„Nichts weiß ich. Wie könnte ich das. Wessen Hochzeit ist es?“

„Der Sohn des Barbajanni heiratet die Tochter des Elefieri.“

„Ah“, sagte ich, „gib mir ein verfluchtes Schermesser, daß ich mir dieses Gestrüpp abschneide. Ich muß sofort hinauf.“ Und er half mir, mein Gesicht in Ordnung bringen.

„So“, sagte er, „jetzt werden dir die andern viel leicht glauben, daß du es bist!“

Ohne etwas gegessen zu haben, nur mit Wasser in mir (ich hatte die halbe Schüssel leer getrunken, in der ich mich wusch), nahm ich den steilen Weg in Angriff, der nach Venetos führt. Eile tat not. Wenn die Klatschereien des Mönchs und des Verbrannten schon um meine Person geisterten, war höchste Achtsamkeit gefordert. Mein Auftauchen hier in Kuluri würde allerlei Vermutungen beflügeln.

In gehobenen und wieder fallenden Linien verlief der Pfad zwischen Hügeln und kleinen Bergkuppen. Die Erde war weicher, teigiger Lehm. Überall brach Felsgrund mit scholligem Gestein hervor und machte mich stolpern. Mannshohe Eriabüsche wucherten mit zähverflochtenen Stämmen und entzogen mir die Sicht. Jetzt vernahm ich eine ferne, wilde Musik, die langsam deutlicher wurde. Sie spielten also schon den Hochzeitsreigen auf der Platia. Ob es mir wohl gelingen würde, den Barbajanni unauffällig ins Gespräch zu ziehen?

Mächtig lagerte der hohe Pelion vor dem abendlichen Himmel. Etwa drei Dutzend Häuser drängten sich unregelmäßig verteilt unter seinem Schatten. Das war Venetos, das Dorf der Raubfischer.

In den Gassen hing der brenzlige Rauch der vielen offenen Feuerstellen, an denen das feiertägliche Mahl bereitet wurde. Überall roch es nach schmorendem Olivenöl. Frauen liefen umher, gackernd wie Hühner, schwenkten Kupferpfannen, Messing-kessel. Ein Greis hakte mit einer krummen Hippe kleine Holzspänchen. Ein Mädchen — es war die Tochter Gannotis —, festlich in Rosa gekleidet, sammelte das Gehackte in ihrer Schürze. Ihr Blick berührte mein Gesicht: sie erkannte mich nicht.

Im Haus des Elefieri summete es wie in einem Bienenstock. Unter der Tür stehend, fragte ich nach dem Barbajanni. Man gab meine Frage nach innen weiter. Der Elefieri kam aus der Stube, erhitzt und vergnügt. „Komm herein, Fremder, kannst mitfeiern. Heute sind alle eingeladen.“

Auch er erkannte mich nicht. Ich wiederholte meine Frage nach dem Barbajanni. „Er muß jeden Augenblick kommen. Wenn du ihn hier erwartest, kannst du ihn nicht verfehlen.“ Ich nahm dankend an und dachte, es sei das Gescheiteste, darauf einzugehen. Aber angenehm war mir nicht dabei zumute.

Hier war nun das Festmahl in vollem Gange. Eingepfercht in den Kreis der redenden, lachenden und schwitzenden Gäste, blieb mir nichts anderes übrig, als mitzuhalten. Wenn ich auch Hunger hatte wie ein Wolf, die Bissen blieben mir in der Kehle stecken. Die brennende Nachricht, die ich nicht loswerden konnte, hielt mich im Bann.

Auf Gabeln gespießt, wurden immer neue Fleischstücke verteilt. Ein dreifüßiger Bronzekessel voll Soße stand zum Eintunken am Boden. Die Hausfrau handelte, von ihren ledigen Töchtern unterstützt, über

den herumhockenden Essern. Eine halbe Ziege wurde zerschnitten und mit Speckstücken zusammen auf Spieße gezogen, dann ins Feuer geschoben und von einem Kinde kunstvoll langsam über den leckenden Flammen gedreht. Ich spähte dauernd beunruhigt nach draußen. Nie war es der Barbajanni, der kam. Lärmend traten die Spielleute im Flur herum, wurden flüchtig abgefüttert. Mit hackenden Mundbewegungen verschlangen sie große Bissen übriggebliebenen, kaltgewordenen Fleisches. Sämtliche Kinder, jedenfalls alles, was Beine hatte oder auch nur krabbeln konnte, war in ihrem Gefolge gewesen und umstand nun das Haus. In alle Öffnungen gafften sie herein. Aber der Barbajanni kam nicht.

Später bewegten sich die Feiernden, von den Spiel-leuten geführt, zur Platia. Ein Reigen, der den ganzen Platz umspannte, ordnete sich. Hinter den geladenen Gästen schloß sich an, wer Lust hatte. Die Musiker fielen ab und zu mit Sprechgesang in die Melodie ein. Ehe ich es hindern konnte, war ich mit im Hochzeitsreigen. Hände griffen nach mir. Lachende Gesichter wandten sich mir zu. Man ging einige Schritte seitwärts vor, schwenkte das rechte Bein über das linke zurück, trippelte einige Schrittden zurück, folgte dem auffordernden Rhythmus der Melodie und wandte sich wieder nach vorn. Die verschränkten Hände bewegten sich leicht mit.

So zitterte der riesige Kreis um die Platia, zitterte hin und her mit ernster, andächtiger Anmut. Gleichmäßig traten die vielen Füße den Boden, raschelten die Röcke der Frauen, schepperten die Opanken der Männer. Hin und her wogte der lebende große Ring, gezogen am Band der Melodie.

Auf der kleinen Balustrade vor der Kaffeeschenke saßen die alten Herren: Onkels, Großväter, Väter. Sie hatten die schwarzbestrumpften Beine übereinander geschlagen. Die weißbäuschige Wrackhose fiel faltenreich um ihre mageren Schenkel. An der schwarzen, quergebündelten Weste blitzten silberne, gebuckelte Knöpfe. Das feingefaltete weiße Hemd schloß eng um ihre verbrannten Raubvogelhäse. Der kleine schwarze Fes war nach vorn in die Stirn gerückt. Mit vogelhaft eingezogenen Schultern hockten sie, machten feierlich kühle Gesichter, bielten zwischen welken Händen lange gelbe Zigaretten.

Aber der Barbajanni war nicht unter ihnen. Kanonenschläge, unmittelbar hinter uns abgebrannt, erschreckten den sinkenden Abend. Bleichgelbes letztes Licht sickerte durch die dunkeln Planan-zweige. Rums... noch ein Schuß... Rums, Rums... zwei Schüsse nebeneinander.

Die Dynamitfischer gaben dem Paar die Ehre. Als ich mich suchend nach ihnen umsah, riß jemand unmittelbar hinter mir eine Bombe an: Der Dilemmachus. Ich sah die Zündschnur sprühen. Ein Wurf. Krachend zerbarst die Kugel wenige Meter über uns. „Heh, Dilemmachus!“ rief ich unvermittelt, „kannst du mir nicht sagen, wo der verdammte Barbajanni steckt?“

„Der Barbajanni“, antwortete er erstaunt, „der sitzt mit den Alten zusammen beim Wein. Aber sag, Fremder, woher kennst du mich?“ Ich fühlte mich wie ertappt. „Bist berühmt genug“, stotterte ich. „Weißt du, ich bin einer von Zagora.“ „Habe dich nie dort getroffen“, entgegnete er. Und im Zwickel der Lampen sah ich, wie das Mißtrauen in seinen Augen aufglomm.

„Wo sitzen denn die Alten?“ rief ich ihm nach, der sich schon wieder im Gewimmel verlor. „Im Haus von Kapitän Stassi“, antwortete er und verschwand.

Ein Waschkessel voll Wein

Als ich mich endlich durchgefragt hatte nach dem Hause von Kapitän Stassi, war es Nacht. Ich stand unter den schwach erhellten Fenstern und hörte sie drinnen singen. Es war eines jener düsteren, langatmigen Lieder, die ich vom Barbajanni oft gehört hatte und die zu einem Begräbnis besser gepaßt hätten als zu einer Hochzeitsfeier. Aber die Schwer-mut war ihnen ein Fest.

„Was ich litt im Leben, wird selbst der Tod nicht löschen.“

Damit trat ich ein.

„Kalli nyhta, Helden“, rief ich aus, „Kalli nyhta, Barbajanni.“ Ich war so froh, ihn zu sehen, daß ich alle Vorsicht außer acht ließ. Sie lagerten um einen Waschkessel voll Wein, in dem eine Schöpfkelle lehnte. Apfel und Nüsse standen in hölzernen Schalen bereit. Sie waren in ein Behagen versunken, das sie nur ungern unterbrachen. Langsam drehten sie die Köpfe zu mir: Kapitän Stassi, der blinde Panagos, zwei Männer aus Puri, die ich nicht mit Namen kannte, und der Barbajanni. Sie starrten schweigend und ohne mich zu erkennen.

Fortsetzung Seite 8

19

Hier Auskunft

Tränengas

Auf einer Jugendfunktionärsitzung geschah folgendes: Werner aus unserer Gruppe brachte eine Schachtel mit, die Tränengas enthielt. Diese Schachtel gab er einem Kollegen. Da dieser von dem Inhalt nichts wußte, öffnete er sie. Plötzlich fingen allen die Augen furchtlich an zu tränen. Dieser Vorfall sprach sich überall herum, und der schlechte Eindruck, den diese Sache gemacht hat, halfte nun unserer Gruppe an. In der nächsten Gruppenstunde haben wir darüber abgestimmt, ob Werner der Funktionärschweis entzogen werden soll. Die Mehrzahl war dafür. Einige Kollegen meinen aber, die Strafe wäre zu hart, da jeder Mensch einmal einen Fehler machen könnte. Und

nun fragen wir Dich, lieber „Aufwärts“-Leser: Haben wir richtig gehandelt? H. M., Kiel-Russee

Das läßt sich von hier aus schwer sagen. An sich habt ihr richtig gehandelt, denn eine Funktionärsitzung ist ja kein viertes Schuljahr, wo man solche Sachen macht. Aber vielleicht ist Werner sonst ein guter und brauchbarer Gruppenleiter, vielleicht macht er sonst seine Sache richtig und entwickelt Initiative in der Jugendarbeit. Vielleicht hat er sogar Erfolg... Das alles wissen wir nicht, denn davon schreibt ihr nichts. Und dabei ist das zur Beurteilung der Sache wichtig.

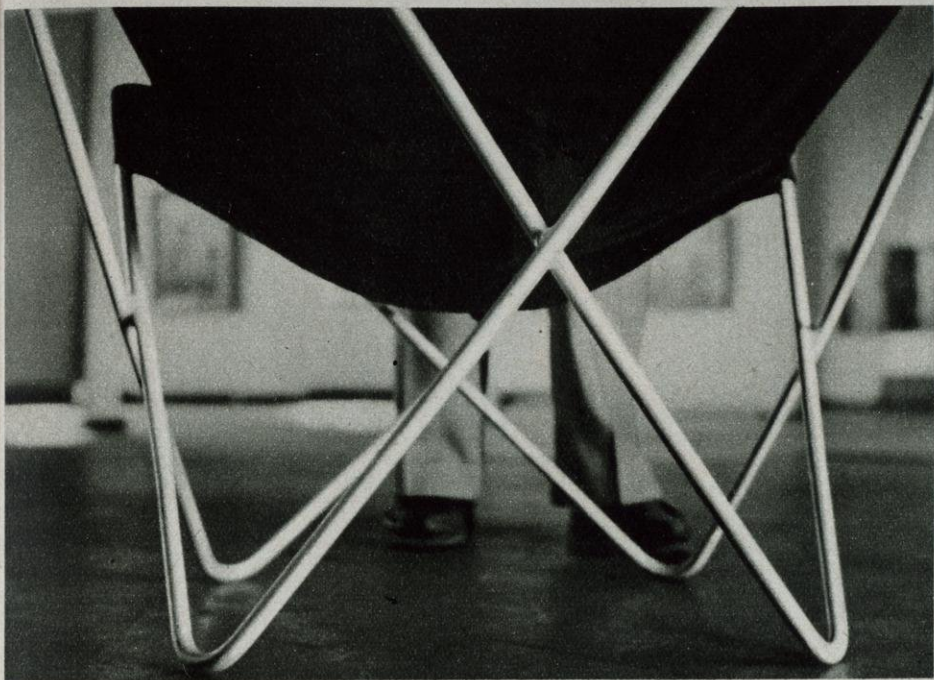
Unser Rat: Wartet ab, wie Werner sich künftig verhält und wie er versucht, seinen Unfug wiedergutzumachen. Gebt ihm dann nach einiger Zeit den Ausweis wieder. Wann dieser Zeitpunkt richtig ist, muß sich aus Werners Fähigkeiten und seiner Mitarbeit ergeben.

Verbilligung

Wie ist das eigentlich mit der Verbilligung, die DGB-Jugendgruppen bei

der Bundesbahn bekommen, wenn sie auf Fahrt gehen usw.? Wir sehen da nicht mehr klar. Manchmal geht es und manchmal nicht. Wie sind denn nun die Bestimmungen? Wann bekommen wir Ermäßigung? Karl-Heinz K., Köln

Sag, Jugendpflögefahrten — wie die Bundesbahn das nennt — können nicht nur von DGB-Gruppen, sondern von allen anerkannten Jugendpflegeorganisationen durchgeführt werden. Dazu ist notwendig: Es müssen mindestens fünf Jugendliche (unter 21 Jahren) und ein behördlich bestätigter Jugendgruppenleiter fahren. Der Jugendgruppenleiter muß einen behördlichen Ausweis über diese Funktion besitzen. Es muß ein Antrag (bei jedem Fahrkartenschalter zu haben) ausgefüllt und vier Tage vor der Fahrt beim Abgangsbahnhof abgegeben werden. Ihr bekommt dann 50 v. H. Ermäßigung auf den Fahrpreis für Personenzug 3. Klasse. Eil- und Schnellzüge dürfen gegen Zahlung des vollen tarifmäßigen Zuschlags benutzt werden. Fernschnelltriebwagen dürfen nicht benutzt werden. Alles in allem: So kompliziert ist die Sache gar nicht.

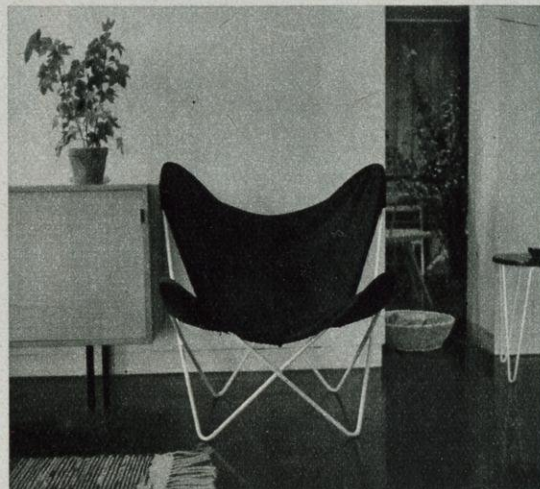


Fragend steht der Besucher vor dem Sessel: „Da soll ich mich hineinsetzen . . .?“ Ein schwarzes Segeltuch ist in einem weißen Stahlrohrgestell aufgehängt. Es setzt den Körperformen keinen Widerstand entgegen. Deshalb ist der Sessel auch so herrlich bequem . . .

Wir kennen in Deutschland eine Menge Jugend- und Schulungsheime; sie sind meist mit viel Geld „repräsentabel“ ausgestattet worden. Klubsessel und schwere Renaissancetische sollen eine gepflegte Wohnkultur vortäuschen. Wir haben jedoch weder einen „Klub“, noch leben wir in der Renaissance. Warum also keine zeitgemäßen Möbel? Florence Knoll, eine junge Amerikanerin, schuf einen modernen Wohnstil. In Stuttgart fotografierten wir eine Ausstellung ihrer Möbel . . .



Florence Knoll



Die Farbe kommt bei diesen Bildern zu kurz. Sie gehört aber unbedingt dazu. Die strenge Konstruktion der Möbel wird durch sie ästhetisch vollendet. Leuchtendes Rot, stechendes Gelb stehen gut abgestimmt neben einem tiefen Schwarz . . .



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ 4 Millionen Dollar kostete der Film „Vom Winde verweht“, der neun Akademipreise einbrachte und 42 Monate zu seiner Vorbereitung und Herstellung benötigte. 90 Bauten erforderten 1500 Entwürfe. 120 Tonnen Gewicht hatte der eigens für diesen Film gebaute Kamerakran, der größte, den es bis heute gibt. 1200 Statisten wirkten mit. 1400 Bewerberinnen waren für die Rolle der Scarlett O'Hara zu überprüfen. Übrig blieb die 1937 beim Film wenig bekannte Vivien Leigh, 50 000 Dollar zahlte David O. Selznick an Margret Mitchell für die Rechte zur Verfilmung des Romans „Vom Winde verweht“. 150 000 Meter Zelluloid wurden verdreht, und 750 000 Arbeitsstunden stecken in diesem Film.

★ In den Statistiken von Hollywood sind 168 Filmhunde verzeichnet, die auf eine Durchschnittswochen-gage von 35 Dollar kommen; die Durchschnittsgage der menschlichen Statisten beträgt nur 25 Dollar.



★ Auf einer Briefmarkenausstellung in Ansbach (Bayern) hat ein Sammler die drei ersten Briefe ausgestellt, die ihn nach der Wiederaufnahme des Postverkehrs nach 1945 erreichten. Es waren Zuschriften vom Finanzamt, von der Ortskrankenkasse und von der Versicherung. Alle drei Absender wollten Geld kassieren.

★ Fast schlagartig hat das Interesse des Filmpublikums für den dreidimensionalen Film nachgelassen. Noch vor wenigen Monaten lagen Drei-D-Filme an der Spitze der Einspielergebnisse, heute befindet sich unter den zwölf Kassenschlagern des Monats kein einziger D-Film. Hollywood hat sich bereits auf die neue Situation eingestellt. Unter den gegenwärtig in den Studios befindlichen Filmen sind nur noch fünf dreidimensionale gegenüber 22 anderen.

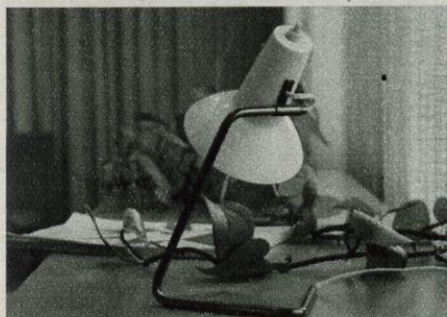
★ Die Vereinigten Staaten verfügen gegenwärtig über rund 981 000 Lehrkräfte, von denen 646 000 an Grundschulen und 335 000 an höheren Lehranstalten tätig sind. Dies geht aus einem umfassenden Bericht über das amerikanische Schulwesen hervor. Die Zahl der Schulbesucher beträgt dieser Übersicht zufolge an den Grundschulen 20,2 Millionen und an den höheren Schulen 7,3 Millionen.

★ Die farbigen Filmzensoren in Uganda (Britisch-Zentralafrika) lehnen die USA-Tarzan-Filme als ungeeignet für ihre schwarzen Brüder ab. Die Tarzangeschichten seien unwahr und weckten absurde Vorstellungen vom Leben im Busch.



★ Während der diesjährigen Frankfurter Buchmesse wird der „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“ an Martin Buber, Jerusalem, vergeben werden. Albrecht Goes wird während der feierlichen Stunde über Werk und Persönlichkeit Martin Bubers sprechen, während dieser selbst seine Festrede über das Thema „Das echte Gespräch und die Möglichkeiten des Friedens“ halten wird.

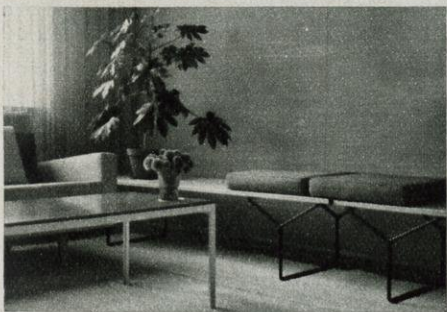
Diese Möbel im Jugendheim?



Keine altdeutsch handgeschmiedeten, sondern klar konstruierte Beleuchtungskörper.



Eine farbige Decke über das Bett, macht das Schlafzimmer zum reizvollen Wohnraum.



Statt einer bäuerlichen Sitzzecke empfiehlt Knoll leichte, einfach gegliederte Möbel. Sie sind schön, weil sie ihren Zweck erfüllen.



Muß ein Stuhl immer die übliche Form haben? Florence Knoll sagte: Nein! und schuf ihn aus Stahlrohr und Schaumgummi.

Gold in der Kniekehle

Gordon Johnstone, ein 18jähriger Fußballer aus Edinburg, spielte bei West Ham (London) auf Engagement. Das heißt, West Ham wollte ihn engagieren, und Gordon war geneigt, das Angebot anzunehmen, wenn West Ham ihm einen Platz auf der Königlichen Musikakademie in London verschaffen könnte. Man lud ihn zum

Probespiel und Probesingen ein. Gordon Johnstone spielte mit der dritten Mannschaft gegen Fulham III und gefiel. Vom Match fuhr er auf die Akademie, sang und gefiel. Er unterschrieb gleich zwei „Kontrakte“. Mit dem Gold, das er in der Kniekehle hat, hofft er das Gold flüssig zu machen, das er in der Kehle trägt: eine origi-

nelle Karriere. Welche? Wir wollen hoffen, beide. Auch Caruso hat gern beim Fußballspiel gesungen, fürs letztere hat ihm allerdings niemand etwas bezahlt.

Verbotenes Doping

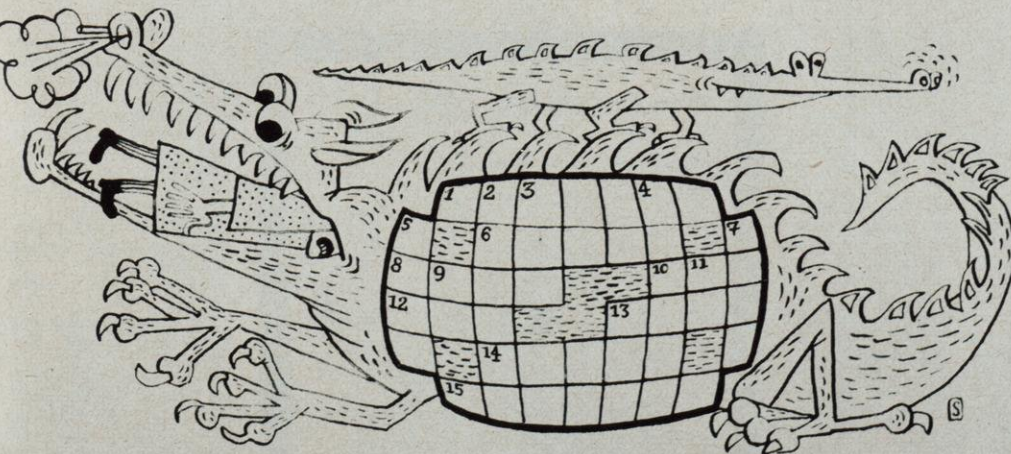
In Bayern gibt es einen Boxer, der während der Rundenpausen Süßigkeiten der Wasserflasche vorzieht. Sooft er sich auf den Schemel setzt, taucht an der Ringseite seine Gattin mit einer Pralinsenschachtel auf, aus der sich der Fighter jeweils einige Likörbohnen und Punschirschen aussucht. Vor kurzem legte bei einer Veranstaltung der Delegierte gegen diese Art „Raubtierfütterung“ sein Veto ein, da der Verzehr alkoholhaltiger Süßigkeiten als verbotenes Doping anzusprechen sei. Nun hat der Boxer versprochen, künftig nur Nougat als „Stärkungsmittel“ zu verspeisen.

Fußballfanatiker

Fürst Raimondo Lanza di Trabia schlug sich in der Nähe seines Schlosses bei Palermo in einem Duell mit dem Baron Alu wegen Meinungsverschiedenheiten über die Leitung des Fußballvereins von Palermo. Baron Alu war Präsident des Vereins. Fürst Lanza blieb unverletzt. Sein Gegner wurde am Arm getroffen. Polizei und Carabinieri hatten das Schloß von Trabia umstellt, um die Begegnung zu verhindern. Fürst Lanza gelang es jedoch, den Wachen zu entkommen und sich seinem Gegner zu stellen.

Zwillinge

Gespannt warteten die Zuschauer eines Leichtathletikkampfes in Fagersta in Schweden, wie die Entscheidung zwischen den beiden punktgleichen Favoriten, den Zwillingenbrüdern Hans und Göran Johansson, ausfallen würde. Beide traten zum Weitsprung an. Sie erwiesen sich als echte Zwillinge; jeder sprang 5,58 m weit.



KREUZWORTATSEL

Bedeutung der Wörter: a) waagrecht: 1. Fluggerät, 6. Teil der Sahara, 8. Säugetier, 10. Gerinnmittel, 12. Schweizer Kanton, 13. Nebenfluß der Donau, 14. Nachtfalter, 15. Gegen-

äußerung. b) senkrecht: 2. Hafen in Italien, 3. türkischer Titel, 4. Bad in Nordwestdeutschland, 5. Naturscheinung, 7. Nebenfluß der Warthe, 9. Maßeinheit, 11. Fluß in Lettland, 13. Frauenname.

Leser schreiben an den Aufwärts

Butterweiche Ratschläge

Ich muß doch einmal etwas zu Eurem Fragekasten „Hier Auskunft“ (Seite 6) sagen: Als Ihr im Januar dieses Jahres diese Spalten eingerichtet habt, da dachte ich, der „Aufwärts“ macht jetzt genau so einen Unsinn wie die meisten Familienzeitschriften, er gibt den Lesern butterweiche Ratschläge oder versucht den Pastor zu ersetzen. Ich habe mich in meiner Ansicht bekehren lassen. Deine Antworten „hauen hin“. Du veröffentlichst immer nur Leserfragen, die auch für die Allgemeinheit der Leser bedeutend sind. Ich finde es hocherfreulich, daß Deine Antwort auf juristische Fragen immer so zuverlässig ist.

Egon Schlemmer, Kaldenkirchen

Tragischer Fall

Als langjähriger Leser Ihrer Zeitschrift muß ich leider schon seit längerer Zeit feststellen, daß Ihre Zeitschrift einen starken Linksdrill bekommen hat. Unter diesem Gesichtspunkt ist wohl auch der Artikel in Nr. 14 zu verstehen, „Adenauer und die Kriegsverbrecher“. Dr. Adenauer besuchte den Obergefreiten Neitz und den General Meier, genannt Panzermeier. Jeder Deutsche weiß um den tragischen Fall des Obergefreiten Neitz. Er schoß einen kanadischen Flieger bei einem Fluchtversuch ins Bein, verband ihn und brachte ihn ins Lazarett. Die Engländer waren so anständig und brachten ihn für ein paar Stunden zu seiner sterbenskranken Frau. Panzermeier hat nachweisbar keine Kriegsverbrechen begangen. Jeder Deutsche, der allerdings keine rote Parteibrille auf der Nase hat, wird diese menschliche Geste des Bundeskanzlers begrüßt haben. Diese Art Berichterstattung kann ich nur als politische Brunnenvergiftung übelster Art bezeichnen. Paul Müller, Bielefeld-Schildesche

Einseitige Propaganda

Ich hätte nie gedacht, daß Sie so objektiv und gerecht sein können. Ihre Reportage in Nr. 16 über die beiden Bundestagskandidaten war vorbildlich. Keine Zeitung in Deutschland bringt es fertig, den Lesern selbst die Entscheidung zu überlassen, CDU oder SPD zu wählen. Sie haben weder für die eine noch für die andere Partei einseitige Propaganda gemacht. Sie haben beide Parteien sprechen lassen. Ich danke Ihnen dafür.

Reinhold Gymnich, Paderborn

Treffende Städtereportagen

Ihre Städtereportage „Krupp in Essen“ war treffend. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß Krupp in unserer Stadt ein Mythos war (und auch noch ist). Die Essener fahren nicht zur „Villa Hügel“, weil dort eine Gemäldeausstellung zu sehen ist, sondern weil sie dem Geist ihres Kanonenkönigs nachspüren wollen.

Carlo Schelm, Essen

Guter Vater

Du charakterisierst erbarmungslos das Gesicht der Stadt Essen (Nr. 16, Seite 5). Die Krupps waren das Schicksal der Stadt Essen. Die Essener sollten mehr Distanz zu ihm wahren. Er war nicht nur der Erbauer von Arbeiterwohnungen und der „gute Vater“ seiner Arbeiter. Sein Geschäft, die Waffenschmiede nämlich, brachte das Unglück. H. E., Vogelsang

Heranwachsende Jugend

In Nummer 15 (Seite 7) haben Sie mich auf den Literaturpreisträger Heinrich Böll aufmerksam gemacht. Ich habe seinen Roman „Und sagte kein einziges Wort“ gelesen. Man muß Ihnen dankbar sein für diesen Hinweis. Bölls Eheroman sollte auch von der heranwachsenden Jugend gelesen werden. Böll zeigt die Wirklichkeit, wie sie ist.

Dr. Ramuz, B.

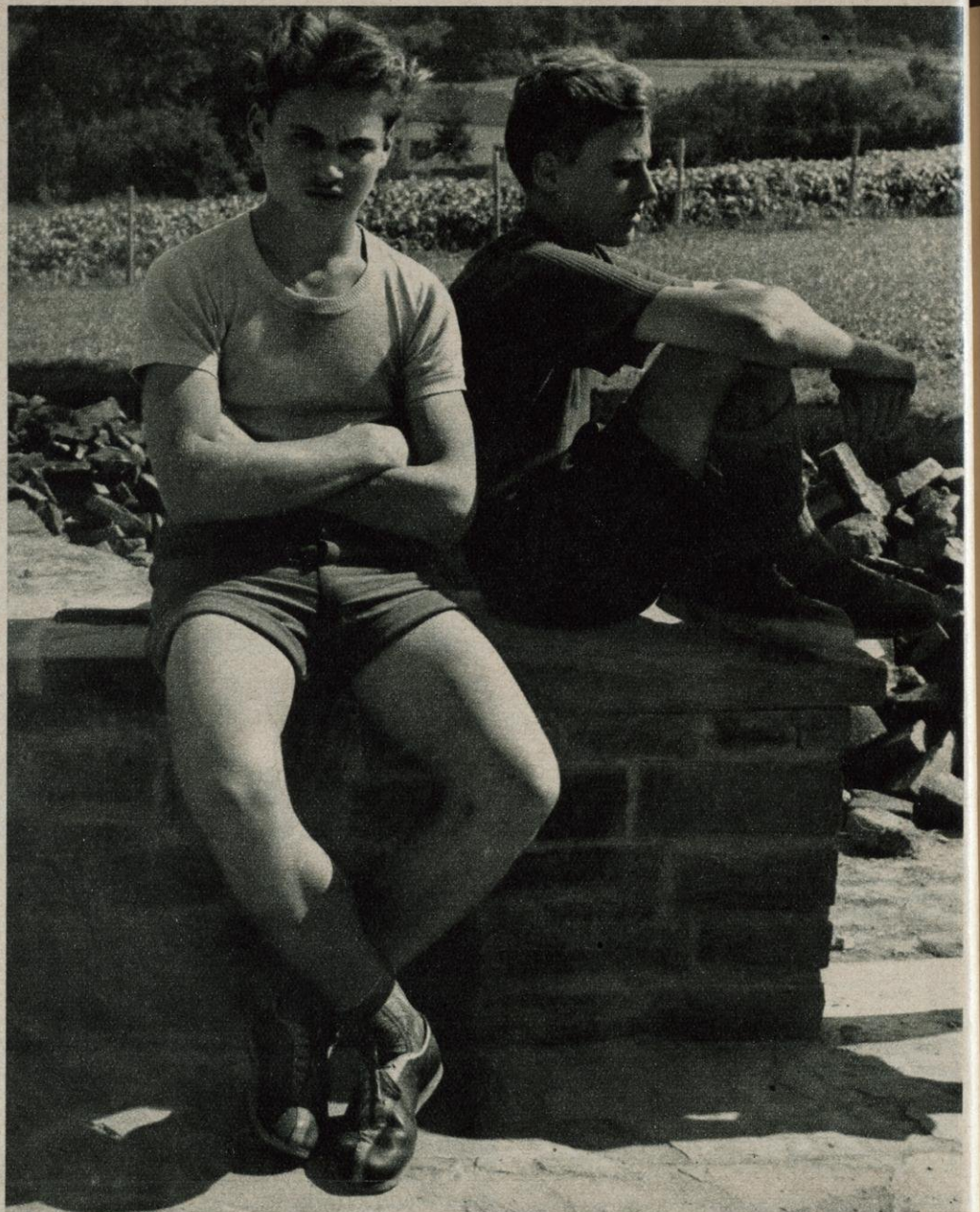
Aufrichtiges Bestreben

Ja, lieber „Aufwärts“, da muß ich Dir beipflichten, wenn Du in der Nr. 15 „Franzosen in Berlin“ sagst: „So lernen sich Jungen und Mädchen aus verschiedenen Ländern kennen und verstehen und werden wohl nie wieder aufeinander schießen.“ Wir haben dies selbst in Dänemark erleben können. Die Lüneburger DGB-Jugendgruppe wollte im Rahmen eines Freundschaftstreffens 14 Tage in Kopenhagen-Lyngby. Während eines Mittagessens, das wir nach der Besichtigung des Rathauses zu Lyngby gemeinsam mit dem Bürgermeister einnahmen, äußerte dieser, er habe so ein aufrichtiges Bestreben, einander kennen, verstehen und schätzen zu lernen, bei uns gesehen, daß er mit Lüneburg einen Nichtangriffspakt für alle Zeiten schließen wolle. Er sagte es lachend und speziell für uns, aber der Ernst dahinter ist doch unverkennbar. Mit freundschaftlichen Grüßen Ingeborg Ehrlich

26 Jungen und zwei Mädchen, Flüchtlinge aus der Ostzone, verlebten als Gäste der Bonner Gewerkschaftsjugend in der Jugendherberge in Honnef (Rhein) zwei Wochen der Erholung und Freude. Unser Bildbericht fotografierte sie dort.

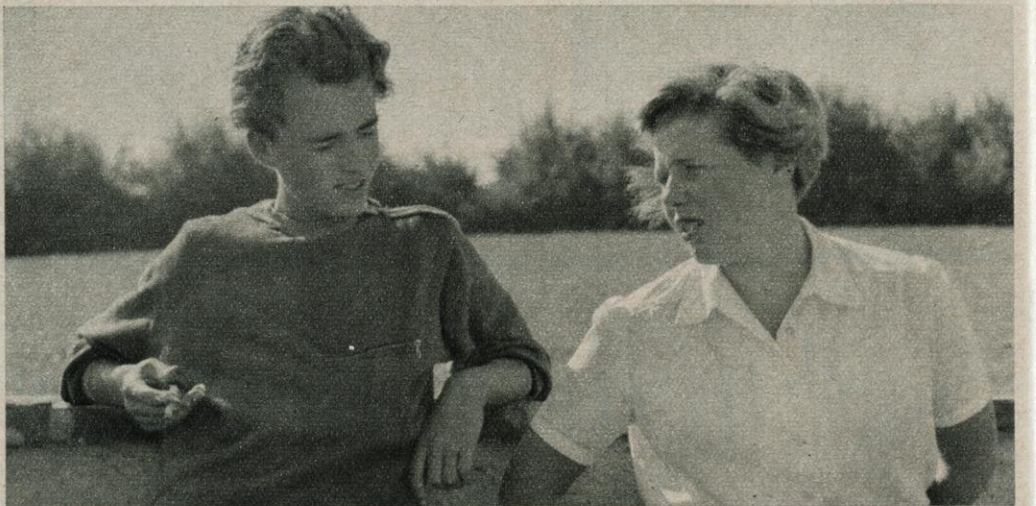


Westdeutsche Zigaretten schmecken besser als ostdeutsche. Die Jungen wissen, daß Eckstein nicht der einzige Genuß der westlichen Zivilisation ist. Sie genießen noch mehr, die Freiheit.



Horst, Elektromonteur aus Chemnitz, 17 Jahre alt, sollte zur Volkspolizei gezogen werden. Er zieht jedoch die Arbeit im Ruhrkohlenpott vor. Der DGB vermittelte ihm und allen anderen Kollegen und Kolleginnen einen Arbeitsplatz. „Ich weiß, daß die Arbeit im Bergbau hart ist, aber man verdient gut.“

Die Bonner Gewerkschaftsjugend hilft den Kollegen „von drüben“



Dieter, Bäckerlehrling aus Doprolugk, siebzehn Jahre alt, will lieber in Westdeutschland sein Gesellenstück machen. „Mir gefiel es nicht in der DDR“, sagte er, „man hat keine Zukunft.“

Werner, Maschinenschlosser aus Dresden, 17 Jahre alt, wurde wegen des 17. Juni verhaftet und floh während eines Gefangenentransports. Das erzählt er einer westdeutschen Kollegin.

Mit Harpune und Dynamit

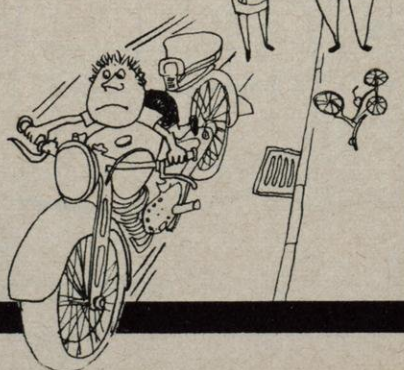
Fortsetzung von Seite 3

„Possiste“, wandte ich mich an Barbajanni, drängte mich neben ihn, der nur ungern beiseite rückte. „Was redest du mit uns, als ob wir schon mal miteinander gegessen hätten, Fremder?“ fragte Kapitän Stassi. „Nicht wahr“, sagte ich, „wenn man mal zusammen gegessen hat, ist es fast so, als wäre man schon ein wenig miteinander verwandt.“ So wiederholte ich ihnen die Worte, die sie selbst gesprochen hatten, damals, bei meinem ersten Auftauchen in Kuluri. Doch sie erinnerten sich nicht daran. Sie starrten mich immer noch befremdet und ablehnend an. „Laßt mich mal trinken“, sagte ich, nahm eine Schöpfkelle voll Wein und goß sie mir in den Hals. „Die Gebärde kenne ich doch“, murmelte der Barbajanni, der nicht aufgehört hatte, mich zu fixieren. „Und das da kennst du auch“, sagte ich und hob die Hand, an der ich jenen kupfernen Ring trug, den ich bei meinem ersten Umherstöbern in Mizella gefunden hatte. „Ja“, sagte der Barbajanni, „den kenne ich. Aber du bist es doch nicht.“

„Wer bin ich nicht?“ „Nun, der Xenophon.“ „Xenophon?“ fragte Kapitän Stassi und zog sich das Augenlid herunter, um mich besser sehen zu können. „Tatsächlich, das könnte er sein.“ „Laßt mich ihn befühlen“, sagte der blinde Panagos. „Ich kann es euch genau sagen, ob er es ist.“ Und er rutschte zu uns hin, neigte das Gesicht zurück, als könnte er mit den Wimpern sehen, und begann mich mit seinen rauen, kühlen Fingerspitzen zu betasten. „Es ist sein Schädel“, entschied er. „Aber sein Fleisch und seine Haut sind anders als früher.“ „Ziemlich räubermäßig schaut du aus“, sagte der Barbajanni nun und

Meiers Kinderwitz Nr. 3

„Keine Angst, es ist höchstens noch für fünf Kilometer Benzin im Tank!“



streifte mich mit einem nicht gerade freundlichen Blick. Nun, da es entschieden war, daß ich es sei, kam ihnen erst zum Bewußtsein, was mich da für Gerüchte umspielten. „Schlechtes haben wir von dir vernommen“, begann Kapitän Stassi. „Du stehst beim Psarathanas im Dienst“, zischte der Barbajanni. „Das ist vorbei“, sagte ich. „Wie kannst du uns das beweisen?“ fragte der Panagos. „Ich...“ aber da stockte ich schon, wandte mich dem Barbajanni zu, zwinkerte mit dem Auge und fuhr fort: „Ich bin hungrig, Schicksalsgenossen. Barbajanni soll mich zu seinem Haus führen. Ich muß erst ein wenig essen.“ (Fortsetzung folgt)